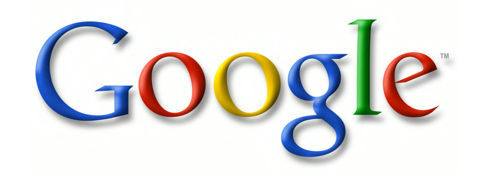
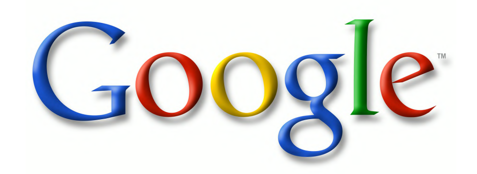
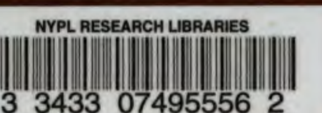
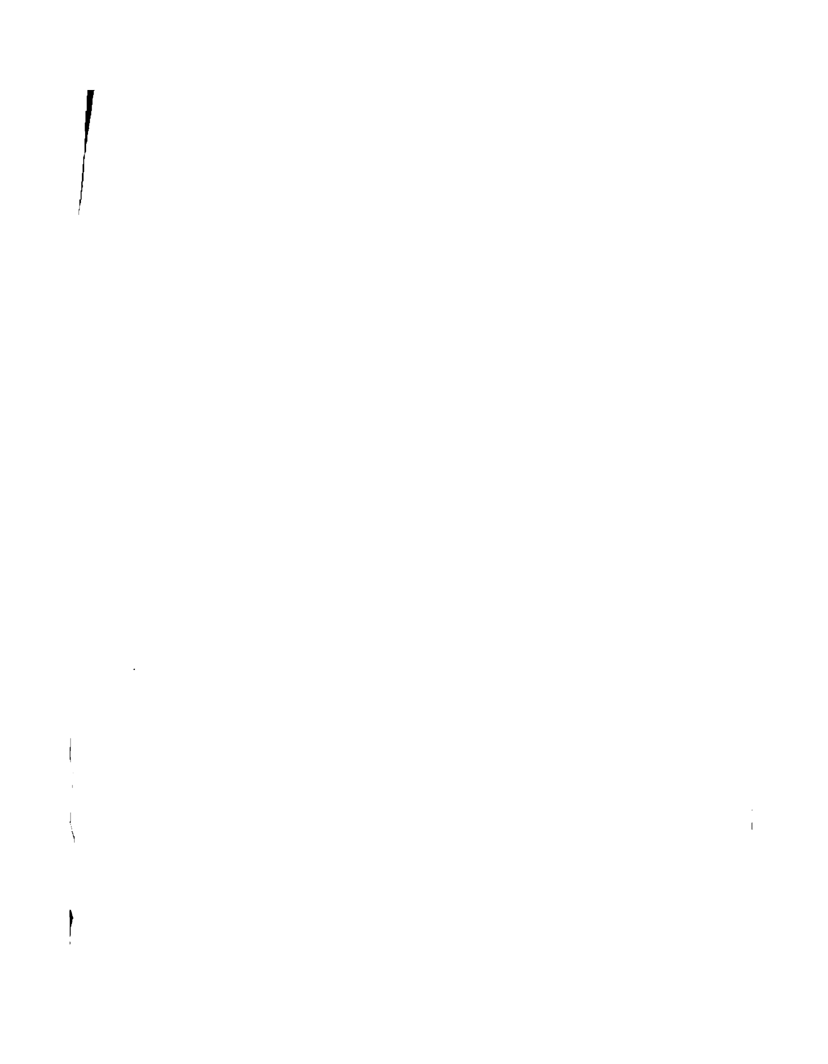


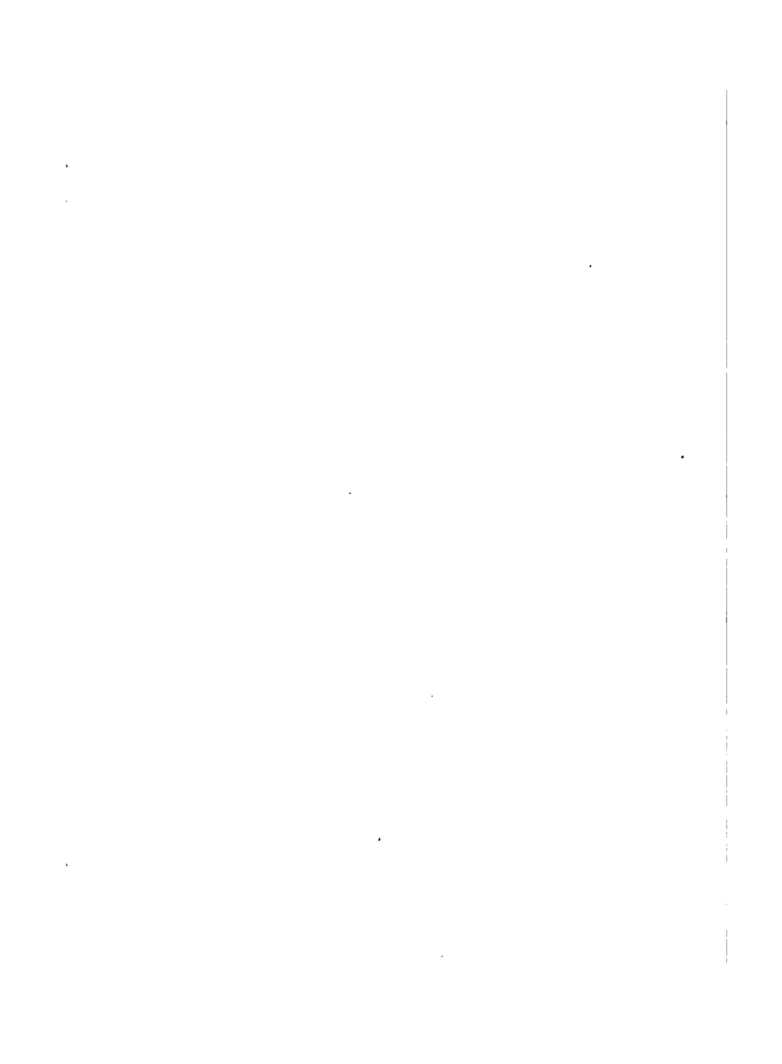


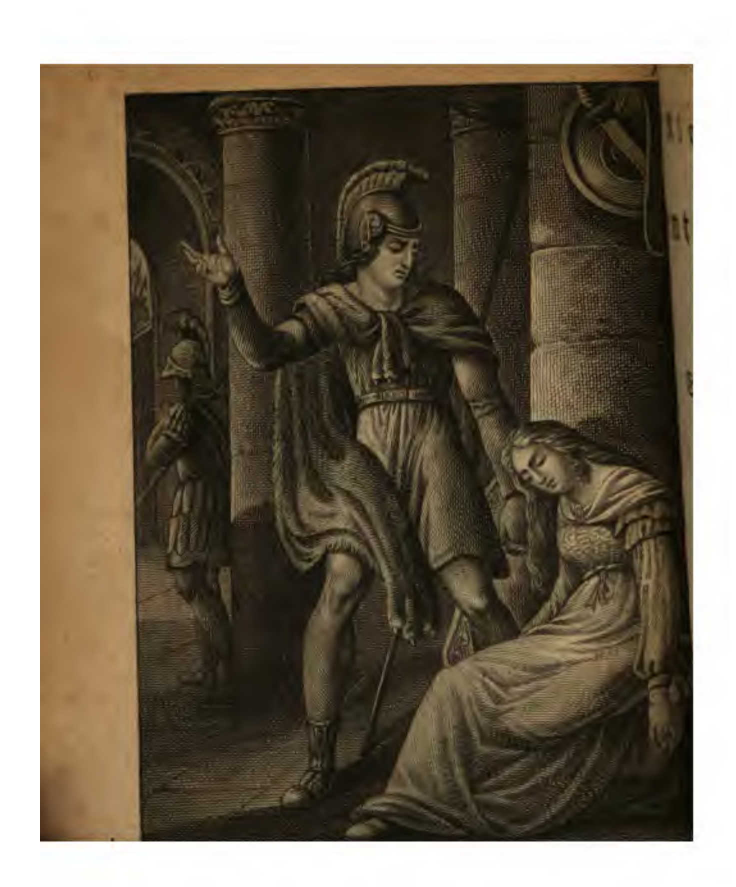

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07495556 2



Klopstock
NFG

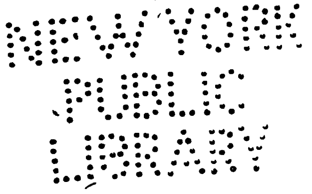






Klopstocks
sämmtliche Werke.

Eilfter Band.



Hinterlaßne Schriften
von
Margareta Klopstock.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göschen 1823.

zum Theil sehr starken 49 Bände in zwei Jahren, alle 2 Monate 4 Bände, und in der Jubilate-Messe 1824. gleich bei der Bezahlung zwei Bände ab. Man zahlt auf 12 Bände 3 Thaler 12 gl. sächs. voraus; das Ganze wird demnach 14 Thaler sächs. kosten, die der Käufer in 4 Terminen, in jedem Jahre zu Jubilate und Michaelis, bezahlt. Wer nach Jubilate bis Johannis 1824. sich meldet, der zahlt jeden Termin 3 rthl. 18 gl. sächs. und kann erst nach Johannis die schon gedruckten Bände erhalten. Es ist ungewiß, ob ich die noch späteren Besteller werde befriedigen können. Man kann in allen angesehenen Buchhandlungen, und wer mit Buchhandlungen nicht in Verbindung steht, bey den löblichen Postämtern pränumeriren. Wer sich lieber unmittelbar an mich wenden, und das Porto tragen will, der erhält das siebente Exemplar frei.

Bei Herrn Friedrich Fleischer in Leipzig wird auch eine Sammlung von Kupfern zu dieser Ausgabe erscheinen, wie er eine solche Sammlung zu Klopstocks Werken geliefert hat, worauf ich vorläufig aufmerksam mache.

Leipzig, im December 1823.

Georg Joachim Göschen.

Hinterlassene Schriften

von

Margareta Klopstock.

Inhalt,
des eilften Bandes.

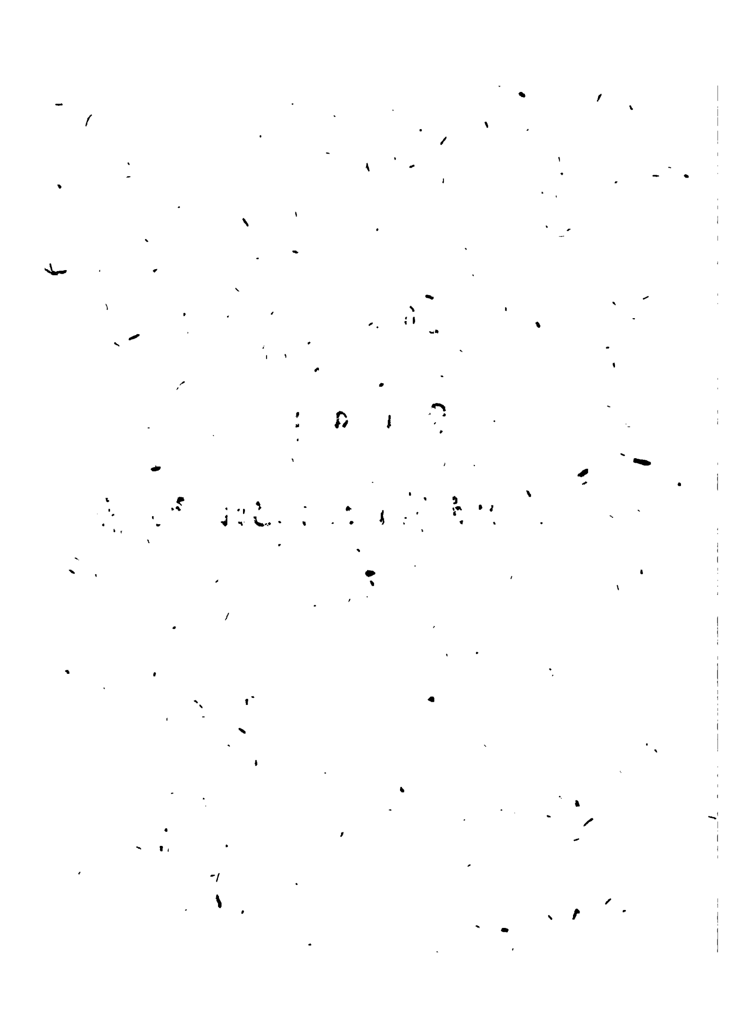
Hinterlaßne Schriften von Margareta Klopstock.

Vermischte Aufsätze.

An Ihre Gnaden

Frau

Geheimeräthin von Bernstorff.



Hochgeborne Frau Geheimeräthin,

Gnädige Frau,

Wenn es jemals einer Zuschrift an allem dem, was man von solcher Art Schriften zu erwarten, oder zu fürchten pflegt, gefehlt hat; so ist es diese. Ich habe mir nur die Freude machen wollen, Ew. Gnaden dasjenige

was mir von meiner Geliebten übrig ist, auf diese Art zu übergeben. Ich bin mit jeder Verehrung, die man Ihren Verdiensten schuldig ist,

Hochgeborne Frau Geheimeräthin,

Gnädige Frau,

Dero

unterthänigster Diener

Klopstock.

Einleitung.

Ich habe diejenige durch den Tod verloren, die mich durch ihre Liebe so glücklich machte, als sie durch die meinige war. Unsre Freunde wissen, was das für eine Liebe war, mit der wir uns liebten. Man wird aus dem folgenden sehn, warum ich mir jede Klage verbieten muß, und gern verbiete. Diese ist Eine von den Ursachen, daß ich kein Gedicht, welches so viele von mir erwartet haben, auch alsdann nicht auf sie machen werde, wenn ich mehr, als ich es itzt bin, dazu fähig seyn werde. Meine andern Ursachen sind diese. Ich halte dafür, daß man vor dem Publico beynahe mit eben der Bescheidenheit von seiner Frau, als von sich selbst, sprechen muß. Aber wie nachtheilig würde die Aus-

übung dieses Grundsatzes dem Schwunge seyn den man von Gedichten fodert. Dazu kommt, daß sich die Leser nicht ohne Ursache für berechtigt halten, dem Lobredner seiner Geliebten nicht völlig zu glauben. Und ich liebe diejenige, die mich so sehr glücklich machte, viel zu sehr, als daß ich meinen Lesern auch nur den geringsten Anlaß hierzu geben möchte. Es ist noch ein Umstand, der Gedichte von dieser Art uninteressant macht. Wir haben ihrer zu viel.

Da mich diese Ursachen auch alsdann zurück halten würden, wenn mir meine Geliebte auch nichts, das ich der Welt mittheilen könnte, hinterlassen hätte: so urtheilt man leicht, wie angenehm es mir seyn müsse, daß ich der Herausgeber von einigen kleinen Schriften seyn kann, durch die sie sich selbst ein Denkmal stiftet. Ich bin darauf, daß sie dieß selbst thut, so stolz, daß ich nicht einmal die Oden, die ich vordem an sie gemacht habe, mit dieser Sammlung bekannt mache. Wenn ich Verzeihung wegen dieses Stolzes nöthig haben sollte; so wird man, wie ich glaube, auch deßwegen geneigt seyn, sie

mir widerfahren zu lassen, weil ich niemals auf mich selbst, aber immer auf meine Freunde stolz bin. Ich habe von diesen kleinen Schriften weiter nichts zu sagen, als daß sie nicht in der Absicht, sich ein Denkmal zu stiften, geschrieben worden sind. Man liebt gewisse Materien vorzüglich; man schreibt einige Gedanken darüber auf; und man ist geneigt, diese Papiere einigen wenigen Freunden zu zeigen, ohne dabey an eine künftige weitere Bekanntmachung zu denken. Es ist von ungefähr drittehalb Jahre her, daß sie auf diese Art anfing, einige von ihren Lieblingsgedanken, wenn ich abwesend seyn mußte, aufzuschreiben; und immer roth und angst wurde, wenn ich sie dabey antraf, und sie mir es vorlesen mußte. Ach die Glückseligkeit meines Lebens die war sie! Wie viel habe ich an ihr verloren! Aber nein, nein, ich will nicht klagen!

Ich werde vielleicht künftig einmal einige von ihren Briefen, oder wenigstens Fragmente derselben, herausgeben. Ich kann nur einige herausgeben. Denn die meisten von denen, die wir vor unsrer Ehe an einander geschrieben hat-

ten, habe ich einige Stunden nach ihrem Tode verbrannt. Ich wurde von dem Gedanken hingerissen, daß ich darüber herfallen, sie lesen, und mir dadurch zu sehr schaden würde. Unterdeß fand ich nachher noch einige, die an einem andern Orte verwahrt waren. Ich bitte unsre Freunde, welche Briefe von ihr haben, mir die Originale, die sie zurück bekommen sollen, zuzuschicken. Meine Absicht ist, wie ich schon gesagt habe, sie mit der Zeit herauszugeben. Es möchte vielleicht einigen Rechtschaffnen daran gelegen seyn, dieses schöne Herz noch auf mehr Seiten kennen zu lernen.

Ich habe lange und oft mit mir gestritten: Ob ich ihren Character in dieser Einleitung beschreiben sollte? Denn ich bin es nicht allein dem Publico, sondern auch ihr schuldig, jeden Schein der Vergrößerung zu vermeiden. Und wie wenige sind, die ihr eigen Herz berechtigt, dasjenige, was ich sagen müßte, für unübertrieben zu halten. Diesen Wenigen kann ich mit Einem Zuge ihren Hauptcharacter beschreiben. Sie war gemacht, mit der Arria zu sagen: Pätus,

es schmerzt nicht! *) — Aber eben diese sind es, welche auch kleinere Züge von einem solchen Character wissen wollen. Sie werden einige davon in folgenden Fragmenten aus denen Briefen finden, die wir in unsrer Ehe an einander geschrieben haben. Wir sind sonst niemals von einander entfernt gewesen, als die beyden Monate, binnen welchen diese Briefe geschrieben worden sind. Sie lebte nur noch zwey Monate nach meiner Zurückkunft. Da ich diese Einleitung vornehmlich deßwegen schreibe, um von ihrem Tode zu reden; so scheint mir es zur Sache zu gehören, etwas von demjenigen bekannt zu machen, was die Zeit unsrer Abwe-

---

*) Einige würdige Leserinnen möchten die Arria nicht kennen. Ihr Mann Pätus erwartete die Wache, die ihm von dem Kaiser zugeschickt worden, und ihn umbringen sollte. Er zögerte ein wenig, es selbst zu thun. Seine rechtschaffne Frau (man muß sie als Heiden beurtheilen) nahm einen Dolch, stieß ihn in ihre Brust, zog ihn ruhig heraus, und gab ihn so, wie er von ihrem Blute voll war, ihrem Manne, und sagte: Pätus, es schmerzt nicht!

senheit von einander, die für mich und sie eine Vorbereitung zu ihrem Tode war, unter uns vorgegangen ist.

Die Sternchen sondern die Briefe von einander ab; und die Absätze zeigen an, daß zwischen der vorhergehenden und der abgesetzten Stelle etwas fehlt.

Doch ehe ich diese Auszüge mache, muß ich noch etwas von ihr erwähnen. Sie nahm sich von ungefähr vor drey Jahren vor, mein Leben zu schreiben.

Alles, was Klopstock angeht, (dieß ist ihre Einleitung) und alles, was er thut, ist mir so wichtig, daß ich dem Einfalle nicht länger widerstehen kann, was ich an ihm bemerke, und was mir bemerkenswürdig scheint, aufzuschreiben. Meine Absicht ist eigentlich nur, mich bey dem, was seinen Character betrifft, und was einige Verbindung mit dem Messias hat, aufzuhalten. Aber da ich ihn so liebe, wie ich ihn liebe; so werden wohl vielerley Kleinigkeiten, welche unsre Liebe, unsre Ehe und mich betreffen, mit vorkommen. Daß ich keine Zeitord-

nung beobachten werde, das versteht sich. Was mein Herz itzt eben fühlt, was ich itzt eben bemerke, oder was ich schon oft, schon lange bemerkt habe, und woran ich itzt eben wieder erinnert werde, werde ich aufschreiben.

Sie sagt in dem folgenden unter andern: Weil er weiß, daß ich so gerne gleich alles höre, was er macht; so liest er mir auch immer gleich vor, wenn es oft auch nur wenige Verse sind. Er ist so wenig eigensinnig, daß ich ihm auf dieses erste Vorlesen gleich Kritiken machen darf, so wie sie mir einfallen.

Wie viel verliere ich, auch in dieser Betrachtung, an ihr. Wie völlig ausgebildet war ihr Geschmack, und von welcher lebhaften Feinheit ihre Empfindung. Sie bemerkte Alles sogleich bis auf die kleinste Wendung des Gedankens. Ich durfte sie nur dabey ansehn, so konnte ich jede Sylbe, die ihr gefiel oder mißfiel, in ihrem Gesichte entdecken. Und wenn ich sie zum Erweise ihrer Anmerkungen veranlaßte, so konnte kein Erweis wahrer und richtiger seyn, oder mehr zur Sache gehören, als der ihrige. Doch

wir machten dieß gewöhnlich nur sehr kurz. Denn wir verstanden einander, wenn wir kaum angefangen hatten, uns zu erklären.

* * *

Dreymal den Weg nach der Post zu machen, um mich noch Eine Minute *) zu sehen! Glaube nur nicht, daß ich dir dieß wenig anrechne. Es bestärkt mich in meinem alten Argwohne, daß du mich wohl ein bißchen lieb haben magst. Du würdest mich recht lieb haben, wenn du heute bey mir wärst. Man sollte mirs nicht ansehen, daß du, du von mir gereist bist. Der Gedanke, daß die Betrübniß unserm Kinde schaden möchte; (denn ich habe das bißchen Weinen, dem ich nicht widerstehen konnte, gar zu sehr gefühlt!) daß du es nicht haben willst; und daß es Undankbarkeit für unsre sonst so große

*) Dieser Ueberfall rührt mich immer wieder, so oft ich daran denke. Ich verglich ihn, nach ihrem Tode, mit der kurzen Zeit, die ich, nach meiner Zurückkunft aus Dännemark, noch mit ihr gelebt habe. Es war diese eine von den Vorstellungen, gegen die ich am meisten auf meiner Hut seyn mußte. Sie riß mein Herz zu einer solchen Wehmuth fort, daß ich es nicht aushalten konnte.

Glückseligkeit wäre, macht mich so gelassen, daß ich beynahe ruhig bin. Nach der süßen Minute in deinem Arme, habe ich ordentlich geschlafen.

Ich kann den Gedanken von dir zwar nicht zerstreuen, und das will ich auch nicht; aber ich kann ihm doch eine solche Wendung geben, daß ich ruhig bleibe. Ach unser Gott begleitet dich, und giebt dich den Armen deiner Frau und dem Hüpfen deines Ungebohrnen wieder. Hamburg, den 2. Aug. 1758. Mittags.

* * *

Ich? ja ich habe mich wohl befunden, und bin eine Heldin geblieben, ob ich gleich sehr auf meinen Feind passen muß, der im Busche lauret, und wie ein hannöverischer Jäger trifft. Im Ernste, wenn ich manchmal glaube, recht viel Contenance zu haben; so ergreift der Gedanke von dir mich auf einmal so sehr, daß mirs viel Mühe kostet, mich aufzuheitern. Das verursachen oft sehr ungefähre Sachen. Hamburg den 2. August Abends.

* * *

Nun kommen Sie, und zeichnen Sie Ihr Zeugniß. — „Ich bezeuge hiermit auf meine Ehre, daß Meta Klopstock sich so gut aufführt, daß ich alle Augenblicke darüber erstaune. Nein, ich würde nicht ruhig seyn, gewiß nicht, und wenn ichs auch tau-

sendmal meinem Manne zugesagt hätte. Halb ärgre ich mich, daß sie so ist. Nein, diese Liebe zum Manne ist zu stark. Aus Liebe zu ihm, so gar ruhig zu seyn."

Elisabeth Schmidt.

Du ganz Einziger! dein Brief diesen Morgen! Man weckte mich, ich kriegte zwar Kopfschmerzen; aber es war doch sehr süß. Er schlief hernach auf deiner Stelle, der kleine Liebling! der Erstgebohrne! Gestern Abend vermuthete ich so etwas von einem Briefe, aber es war mir so dunkel; ich konnte es nicht recht entwickeln: an Schönberg dacht ich nicht. Aber du dachtest daran. Du mußtest schreiben. Ja, das ist natürlich, du hast mich lieb; ich hätte auch schreiben müssen. Hamburg den 3. August.

* * *

Wenn die Nächte nur nicht so schlimm wären! Ich möchte jede Nacht aufstehn, und dir schreiben, daß du wieder zurück kommen müßtest. Ach! wenn du wieder kämst! Glaube aber nur nicht, daß ich diesem Gedanken nachhänge.

Höre, ich dächte, wenn der Wind nicht besser wird, so kämest du auf den Montag, und sähest S*, und reistest den Mittwochen wieder fort. Ach dann hätte ich dich doch diese kurze Zeit wieder! Hamb. den 4. Aug.

* * *

Ja, mein bester Klopstock, Gott wird uns schon geben, was uns, nach seiner Weisheit, gut ist: und wenn unsern Wünschen etwas fehlt, es uns ertragen helfen. Hamburg den 5. August.

* * *

Ob du wohl weg bist? Der Wind war diesen Morgen West; aber er ist wieder Ost geworden. Unser Gott sey mit dir! Das glaube nur, daß ich mich allein auf ihn verlasse, und sehr lebhaft glaube, daß der Weg, den er uns führt, für uns der beste sey. Ich halte dich fest in meinen Armen. Hamburg den 7. Aug. an meines Vaters Sterbetage.

* * *

Wo du wohl bist? Ach gewiß noch auf dem Schiffe! Du hast viel zu schlechten Wind gehabt. Wenn Gott dich nur vor Gewitter behütet hat! Das ist meine große Furcht gewesen. Denn wir haben hier starke Hitze, aber doch noch kein Gewitter. Diese Nacht, es war eine sehr finstre Nacht, habe ich mich der Sorge um dich nicht erwehren können. Aber es war keine solche Sorge, die Undankbarkeit bey meiner so großen Glückseligkeit gewesen wäre. Es war Zärtlichkeit, die mich nicht verlassen kann. Gott wird mit dir seyn, und geben, daß ich Dienstag Nachricht von dir kriege. Aber wenn auch das

nicht ist; so will ich mich doch niemals so beunruhigen, daß es mir schaden könne.

Um acht war ich fertig. Ach wenn du da zu Hause gekommen wärst! Wie schmachtete ich nach dir! Ich habe dich unaussprechlich zärtlich lieb. Es ist schwer, schwer ohne dich zu leben, wenn man mit dir gelebt hat! Hamburg den 10. August.

* * *

Ich bin, unserm Gott sey Dank! schon seit ehegestern Nachmittags angekommen.

Wie zärtlich ich dich und dein Kind küsse! Ich weiß nicht, ich habe seit meiner Abreise eine ganz besondre feste Hoffnung, daß dir unser Gott ein gutes Wochenbette geben wird. Bernstorff den 12. August.

* * *

Gott sey Dank! Gott sey Dank! Da hab ich deinen Brief! Welch eine Freude!

Gott, was wird das seyn, wenn du kommst!

Ich weiß nicht, was ich schreibe; ich kann auch nicht mehr schreiben; ich bin zu voll Freude: so habe ich mich lange nicht gefreut! Ich kriegte deinen Brief bey Tische, ich aß nicht mehr, das versteht sich. Ich ward halb außer mir, die Thränen stürz-

ten aus den Augen. Ich ging in meine Kammer. Ich konnte Gott nicht anders, als mit Thränen, danken. Aber er versteht ja unsre Thränen so sehr! Hamburg den 15. August.

* * *

Du Kleine, die beyden Nächte waren also so dunkel? Freylich waren sie es. Aber unser Gott hat mich vor allem, was du besorgtest, behütet.

Aber nun hast du meinen Brief, und nun hast du unserm Gott schon gedankt, daß er mit mir gewesen ist. — Laß uns ihm zusammen danken, daß du und dein Kind sich wohl befinden. Meine starke Hoffnung, von der ich dir neulich schrieb, hab ich noch immer.

Ich weiß, wie du an mich denkst, ich weiß es, meine beste einzige Frau, durch mich selbst. Ich drücke dich ganz fest an mein Herz. Bernstorff den 16. August.

* * *

Im neunten Monat, wo ich keinen Tag sicher bin, möchte ich deinetwegen nicht gern ängstlich seyn. Ich weiß gewiß, wenn du dieß überdenkst, so kommst du gewiß nicht zu spät.

Ach diesen Morgen wagte ich es, den Gedanken in seiner ganzen Stärke zu denken: Wenn du nun wieder da wärst! Mir schwindelte im eigentlichen Verstande. Hamburg den 24. August.

* * *

Ich habe um der Sicherheit willen, daß du gewiß Einen Brief bekommst, schon einen kurzen geschrieben, den ich eben nach Hirschh. bringen lasse. Diesen nehme ich mit — Du meine Meta, wie hab ich mich über deine Freude gefreut, da du den Brief von meiner, unserm Gott sey es gedankt! glücklichen Ankunft bekamst. Ich kriegte deinen in Lingb., da ich eben mit Cramer am Tische saß. Ich aß auch nur sehr wenig, seitdem ich ihn gelesen hatte. Du kleine Mutter, daß dein Kind, mit dem Gott seyn wolle! dir nun schon mehr Schmerzen macht, darüber freust du dich gewiß mehr, als du die Schmerzen empfindest?

Manchmal überfällt michs so recht, daß ich dich haben, daß ich dich an mein Herz drücken möchte. Meine einzige Meta! was wird uns die Freude des Wiedersehns seyn! Es bleibt dabey, daß ich so bald, als es nur möglich ist, komme. Kocketh. den 22. August.

* * *

Wie hab ich dich lieb, du! Und wie glücklich bin ich, wenn ich es so merke, so sehr, wie lieb du mich hast. —

Ich mache mich von allen meinen Briefen, allen meinen Besuchen, allen meinen Arbeiten frey, es mag mir lieb, oder nicht lieb seyn, frey von allen, auf daß ich, wenn du kommst, nur für dich lebe.

Du hast recht, daß ich mich mehr über die Ursache der Schmerzen freue, als die Schmerzen fühle. Sie haben noch nie eine andre Wirkung gehabt. Ich denke, es soll mit den ernsthaftern Schmerzen auch so gehn. Hamb. den 26. August.

* * *

Wegen meiner Rückreise, liebe beste Meta, habe ich schon mit — gesprochen, die meine Gründe, bald zu reisen, sehr einsieht und fühlt. Ich habe dir viel von ihr zu erzählen. Sie ist eine vortreffliche Frau.

Du liebe Meta! du kannst kaum mehr gehn? Ich kann dir nicht beschreiben, wie mich das rührt. Nun, unser Gott wird mit dir seyn! Er wird vornämlich dann mit uns seyn, wenn du mich noch viel mehr rühren wirst. Ich drücke dich aufs innigste an mein Herz. Bernst. den 26. Aug.

* * *

Was werden wir uns zu erzählen haben, wie wir dann und dann (doch mit der Chronologie werde ich nicht recht fortkommen, vielleicht besser mit den Oertern) an einander gedacht haben. Du liebe Meta, wie mich verlangt dich zu sehn! — Da ich itzt in einem kleinen Walde wohne, so wird dir es nicht gleichgültig seyn, wenn ich dir sage, daß ich bey meinen Spaziergängen in demselben das schönste Wetter bisher gehabt habe. Der hiesige Park hat eine für mich itzt neue schöne Eigenschaft. Die ist der Anblick derjenigen See, auf der ich zu dir zurück kommen werde! Bernst. den 29. August.

* * *

Ich will dich recht im Ernste gern entbehren, bis der Mondschein kommt, ob mirs gleich durch alle Nerven zittert, wenn ich ans Wiederhaben denke.

Es ergriff mich heute auf einmal, daß es der erste September war, und daß ich dich nun bald wiederkriegte. Ach was ist das für ein Gedanke! Und was wird das Wiederkriegen seyn: Aber doch nicht vor dem Mondschein, eher will ich dich nicht haben.

Ich befinde mich, Gott sey Dank! sehr wohl. Ich habe nichts von dem Kränklichen der letzten

Wochen, nur die Unbequemlichkeiten — da ist unser Kuß. Hamburg den 1. Sept.

* * *

Du liebe Meta! wie süß ist mirs immer, wenn ich nun deine Briefe bekomme. Es ist doch fast so etwas, wie eine Umarmung, ein Brief von dir!

Meine Zuversicht, daß unser Gott dich mir lassen wird, dauert noch immer; ob ich gleich damit nicht sagen will, daß sich nicht zuweilen ein Wölkchen darüber ziehe. Es giebt leichtere und schwerere Stunden der Prüfung. Die itzigen sind die schwereren. Laß uns wachsam seyn, meine liebe Meta, daß wir uns völlig unserm Gott überlassen. Dieser ernsthafte Gedanke beschäftigt mich oft. Was meinst du, wenn wir uns darüber schrieben, um uns stark zu machen? — Ach wie mein Herz an deinem Herzen hängt! Koppenhagen den 2. Sept.

* * *

Dein schlimmer, schlimmer Hals! was hat der mir schon viel Sorge gemacht! In welch einer beständigen Angst werde ich seyn, wenn der vier und zwanzigste September ohne dich vergeht! Ich werde immer denken, ich komme nieder — und sterbe gar ohne dich! Dieß könnte mich um alle meine Ruhe bringen, von der ich dir hernach erzählen will. Denn

ich bin, unserm Gott sey Dank! stark genug, von meinem Tode zu reden. Ich habs nur deinetwegen bisher unterlassen. Es ist mir recht lieb, daß ichs künftig nicht mehr nöthig habe.

Ich mag mich ängstigen, wie ich will; so unternimm nur ja nichts, das deiner Gesundheit schädlich seyn könnte. Ich hätte eigentlich dir alle meine Sorge verschweigen sollen. Aber es ist mir in einem Briefe eben so unmöglich, als in deiner Umarmung, etwas zu verschweigen, das ich auf meinem Herzen habe.

Mann sagt mir, und ich weiß es auch selbst, daß die Ostsee um die Zeit des Equinoctii stürmisch ist, und dieß haben wir den sechs und zwanzigsten. Bist du dann noch nicht hier, (ach manchmal denke ich, du könntest es dennoch seyn, – und dann bin ich im Himmel!) so wage dich nicht mehr auf die See.

Die häßlichen Geschäftssachen nehmen einem allen Raum weg. Ich kann dir darüber von meiner Ruhe und meinem Muthe, es mag kommen, wie es will, nichts sagen. Ich will es künftig thun. — Du bist mein Einziger! Hamburg den 7. Sept.

* * *

Du mußt nicht denken, Süßer, daß dieß etwas weiter bedeutet, als daß ich so leicht sterben, als

leben kann; und daß ich mich, auf beydes, gefaßt mache. Denn ich lasse mich gewiß nicht darauf ein, etwas von beyden auszumachen. Wenn ich nach den Umständen schließen wollte; so wäre viel mehr Wahrscheinlichkeit für Leben, als für Tod. Aber ich bin sehr ruhig zu jedem von beyden. Was Gott will. Ich erstaune manchmal selbst über die Gelassenheit, die ich die ganze Schwangerschaft über gehabt habe, da ich doch so glückselig in dieser Welt bin! O was ist unsre Religion! Was muß die Ewigkeit seyn, von der wir so wenig wissen, und unsre Seele so viel fühlt! Mehr als ein Leben mit Klopstock! Es scheint mir itzt nicht so schwer, dich und dein Kind zu verlassen, als ehmals, und daher fürchte ich oft, daß ich diese Ruhe noch wieder verlieren kann; ob sie gleich schon acht Monate gedauert hat, und in dem Anfange der beyden vorigen Schwangerschaften auch war. Ich weiß wohl, daß alle Stunden nicht gleich sind, und vor allen die letzten. Denn der Tod einer Wöchnerin ist nichts weniger, als ein leichter Tod. Doch laß die letzten Stunden keinen Eindruck auf dich machen. Du weißt zu sehr, wie viel der Körper da auf die Seele wirkt. — Nun, Gott mag mir geben, was er will; ich bin immer glücklich, ein ferneres Leben mit dir — oder ein Leben mit Ihm! Aber wirst du mich auch so leicht verlassen können, als ich dich? da du

nur in dieser Welt *) bleibst, und in einer Welt ohne mich! Du weißt, ich hab immer gewünscht, die Nachbleibende zu seyn, weil ich wohl weiß, daß dieß das schwerste ist. Doch vielleicht will Gott, daß du es seyn sollst, und vielleicht hast du mehr Kräfte. Ach denke nur, wo ich hingehe! und so sehr Sünder dieß von einander gewiß seyn können, kannst du gewiß seyn, daß ich dahin gehe. So kann das Gefühl eines Christen nicht trügen! Und da folgst du mir nach, dein Kind auch. Und da lieben wir uns fort, die Liebe, die gewiß nicht zum Aufhören gemacht war, unsre Liebe! Und so lieben wir auch unser Kind! Im Anfange wird der Anblick des Kindes dich vielleicht traurig machen; doch nachher muß es dir ein großer Trost seyn, ein Kind von mir nachzubehalten. Es ist mir, wenn ichs nachlasse, sogar lieber, eins nachzulassen als keins, ob ich gleich wohl weiß, daß fast alle Leute hierin anders

---

*) Sie war sehr dankbar gegen diese Glückseligkeit, ohne daß gleichwohl ihr Verlangen nach einer bessern Welt dadurch geschwächt wurde. In der letzten ihrer Beichten, die sie allemal aufzuschreiben pflegte, betete sie: Gott lasse mir die Ruhe, die er mir schenkt, eine Welt voll Glückseligkeit mit einer noch glückseligern Ewigkeit verwechseln zu können.

denken, als ich. Doch warum sollte ich anders denken? Vertraue ichs nicht dir und Gott an? Ob es gleich mit der sanftesten Ruhe ist, daß ich hiervon spreche; so will ich doch aufhören. Denn vielleicht macht es dich zu traurig, ob du mir gleich die Erlaubniß dazu gegeben hast. Ach, ich danke dir für diese süße Erlaubniß. Mein Herz wünschte es so sehr, und ich mochte es doch deinetwegen nicht thun. — Doch ich will aufhören. Etwas anders kann ich auch nicht schreiben, denn ich bin zu ernsthaft; ob es gleich ein Ernst mit Freudenthränen ist! Burgesch. den 10. Sept.

* * *

Du hast recht, die Briefe sind beynahe eine Umarmung. Ach, ich schmachte immer darnach, wie ein Bräutigam nach der Hochzeit! Aber was werden sie gleichwohl gegen unsre erste Umarmung seyn! Ach du Einziger, stelle dir das Einmal vor, wenn wir uns nun wieder haben! Ach, wenn dieser Brief der letzte wäre!

Du lieber, süßer, häßlicher Hals! laß meinen Klopstock doch reisen, ich will dich auch so viel küssen! — Ich hoffe und zittre noch zu deinem heutigen Briefe. Ach nimm mir meine Hoffnung nicht! Verreise doch Morgen! Wir haben seit gestern das schönste Wetter und den besten Nordostwind. D—

kommst gerade mit dem Vollmonde. Ach, verreise ja! Nimm mir meine Hoffnung nicht! Betrübe mich so nicht! Da ist der letzte Briefkuß! Ach komm!
Burgesch. den 15. Sept.

* * *

Meine einzige, süße Frau! Dein heutiger Brief hat mich sehr gerührt. Aber ehe ich mehr davon sage, muß ich von meiner Reise reden.

Dein Brief hat mich so sehr gerührt, daß ich heute nicht darauf antworten mag. Er hat mich nicht traurig, aber er hat mich wehmüthig gemacht. Unser, unser Gott wird es mit uns machen, wie es seinem allerbesten Willen gemäß ist. Er ist der Allweise und der Allgnädige!

Ich kann dir es nicht mehr verschweigen, es liegt mir heute besonders schwer auf dem Herzen, daß ich nicht bey dir bin — doch muß ich dir zugleich sagen, daß das mir sehr heitre Stunden sind, wenn ich den Gedanken der Abwesenheit recht lebhaft denke; und dann Kräfte genug habe, mit Ruhe daran zu denken, daß dieß eben die Stunden der Prüfung sind, und daß ich mich hier eben unterwerfen muß. — Es rührt mich heute alles zu sehr, was du in deinem Briefe sagst; sonst wollte ich gern mit dir davon sprechen: ich sage, daß mich der Gedanke von deinem Tode zu sehr rührt, denn der von der Ab-

wesenheit macht mich, aus den angeführten Ursachen, heiter. — Ich will dir über eine Stelle aus dem so lieben hundert neun und dreyßigsten Psalme meine itzigen Empfindungen sagen. „Nähme ich Flügel der Morgenröthe, und bliebe am äußersten Meere; so würde mich doch deine Hand daselbst halten.“ Am äußersten Meere, da bist du itzt, meine Einzige, und da ist auch unser Gott! und da hält dich seine Hand! Es ist ein sehr freudiger Gedanke! Ach wie lieb habe ich dich, meine Einzige. Das verspreche ich dir, daß ich keinen Augenblick, ohne die äußerste Nothwendigkeit, von dir kommen will. — Und dann, wenn uns Gott unser Kind gegeben hat, und du kleine Mutter, um mich und das Kind herum bist — mir schwindelt, wenn ich mirs recht vorstellen will. — Ich muß schließen. Mein ganzes Herz ist so ganz, so unaussprechlich dein! Bernst. den 26. Sept.

* * *

Einen ärgern Streich hätte deine Zerstreuung mir nicht spielen können, als den Brief, worin ich so viel Entscheidendes von der Reise hoffte, nach Soroe zu schicken!

Man entdeckt doch immer etwas in Briefen, die man nicht sehen soll. In diesem machte ich die traurige Entdeckung, daß dein Hals schlimmer gewesen

ist, als du mir gesagt hast. Ach du hast doch mit B. und W. recht gesprochen? Ich dachte, ich würde auch entdecken, daß du mich nicht lieb hättest: aber du hast von deiner Meta doch so ziemlich zärtlich gesprochen. Wie lieb ich dich habe! Ja, das läßt sich nicht sagen! Und wie mir seyn wird, wenn ich dich wiedersehe, davon habe ich keine Vorstellung. Mir schwindelt, wenn ich daran gedenke; so wie wenn ich die erste Stimme meines Kindes hören werde. Gestern fuhr ich vier Stunden spazieren. Welchen Weg? Ja, ich konnte keinen andern Weg fahren, als den Weg nach Lübeck, ob ich gleich wohl wußte, daß du gestern noch nicht kommen würdest. Es war mir nicht möglich, einen andern zu fahren. Gute Nacht bis Morgen! Ach laß deinen morgenden Brief mir sagen, daß du abgehst, daß du abgegangen bist, daß du kommst, daß du kommst! daß ich diesen Brief umsonst schreibe, und dich bald in meine Arme kriege! Ach du Einziger, komm! komm! komm! Hamb. d. 18. Sept.

* * *

Mein Hals ist, Gott sey Dank! diese letzten Tage so gut gewesen, daß ich mit diesem Schiffer reisen zu können hoffe. Unterdeß will ich doch zu allem Ueberflusse mit B* darüber sprechen. — Du arme kleine Meta, dein gestriger Brief hat mich recht traurig gemacht. Ich weiß nicht, wie es ge-

kommen ist, daß du aus meinem vorletzten Briefe geschlossen hast, daß ich so spät kommen würde. — Du süße Frau, ja ich fühle mit dir die ganze Last der Abwesenheit — Aber beunruhige dich nicht mit der Vorstellung, daß du sterben und ohne mich sterben wirst! Beydes ist gar nicht wahrscheinlich. Es wird dir vielleicht vorkommen, als wenn ich kalt davon spreche. — Diese Kälte der Vernunft ist uns Beyden nöthig, nicht allein, daß wir uns nicht zu traurigen Vorstellungen überlassen, und uns dadurch schaden; sondern auch, daß wir desto fähiger sind, uns dem Willen unsers Gottes mit völliger Ergebung zu unterwerfen. Dieser hohe Grad der Unterwerfung ist eine der schweresten, und zugleich der ruhevollsten Pflichten des Christenthums. Diese Tage unsrer Abwesenheit von einander (vielen würde dieß sonderbar vorkommen) sind solche Tage unsrer Prüfung, die uns auffodern, aufmerksam darauf zu seyn, daß wir geprüft werden. — Auch die unschuldigste und pflichtmäßigste Liebe soll der Liebe zu unserm Gott unterworfen werden. Ich habe meinen Gesang von der Allgegenwart, den ich in dem Aufseher drucken lasse, von neuem durchgelesen, und die Vorstellungen von der Allgegenwart des Anbetenswürdigen sind mir sehr lebhaft geworden. Wenn mir Gott die Gnade giebt, mich diesen Vorstellungen zu überlassen, alsdann, meine Meta, bin ich gar nicht weit von dir!

Er schließt mich und dich rings um ein. Er hält seine Hand über uns! Gott ist, wo du bist! Gott ist, wo ich bin! — Wir hängen völlig, noch viel völliger, als man es sich gewöhnlich vorstellt, auch in allen den Dingen, bey welchen man am wenigsten an ihn denkt, von ihm ab! — (Meine Seele ist itzt in einer sanften Ruhe mit etwas Wehmuth vermischt.) Sein Aufsehn bewahrt unsern Odem! Er hat unsre Haare auf unserm Haupte gezählt! — Du meine Frau, die mir Gott gegeben hat, sorge (du siehst, daß ich den Ausspruch aufs höhere Sorgen anwende) sorge nicht für den andern Morgen! Bernst. im Sept.

* * *

Du meine Meta: betrübe mich so nicht, sagst du, und komm! Ach wie rührt mich das! Aber der Schiffer verreist erst Donnerstag, wie er sagt, und ich glaube auch nicht einmal, daß er Donnerstag verreist. Er hat noch nicht Ladung genug. Laß uns die wenige Zeit noch aushalten, meine Einzige!

Meine ganze Seele verlangt darnach, dich wieder zu sehn; aber ich mag nicht viel davon schreiben. Es bewegt mich zu sehr. Und ich will diese Bewegung gern zurück halten, weil ich gern mit Ruhe und Unterwerfung diesen Tag der Freude erwarten will. Thue du das auch, meine beste Meta! —

Meine Hoffnung, daß unser Gott dich mir lassen wird, war gestern sehr lebhaft. Sie wurde es besonders durch die Beschreibung deines Wohlbefindens. Aber ich darf mir auch diesen Gedanken kaum recht denken. Er rührt mich zu stark! — Unser Gott wird es alles nach seiner Weisheit und Liebe machen! O welch eine wahre, nicht unruhige, Glückseligkeit liegt in diesem Gedanken, wenn man sich ihm recht überläßt!

Ich komme auf einen Augenblick zu dir zurück, um dir zu sagen, wie sehr lieb ich dich habe, und wie zärtlich ich dich bitte, meine Abwesenheit so wenig, als dir nur möglich ist, zu empfinden. Laß uns einmal die Vergleichung machen. Da ich das zweytemal von dir reiste, und nicht wußte, wann ich wiederkommen würde, und auch erst nach so langer Zeit wiederkam; und itzt, da ich nur so kurze Zeit (freylich eine lange Zeit ohne diese Vergleichung) von dir bin. Da meine Zurückkunft so nahe ist; da mich nur mein Schiffer ein wenig aufhält; da wir so viel Ursache haben zu hoffen, daß dich Gott mit einem gesunden Kinde segnen, und mich mit dir und dem Kinde segnen wird! — Laß uns diese Glückseligkeit recht überdenken, und gegen den Geber dankbar seyn. Diese Betrachtung macht mich recht froh. Ich drücke dich fest an mein Herz, meine Meta. Bernst. d. 19. Sept.

* * *

Ach wenn du denn ankommst! — Nein, ich kann, ich darf mir das nicht vorstellen! dich wirklich wieder in diesen Armen haben! dich küssen! dich sehn! Es kommt mir itzt vor, als wenn das Sehn das süßeste ist. Hamburg den 22. Sept.

* * *

Endlich, meine Meta, bin ich in der Stadt, um zu Schiffe zu gehn. Ich erwarte alle Augenblicke, daß wir gerufen werden. Nun unser Gott wird mich leiten. Ach wie lieb hab ich dich, meine Meta, und wie freue ich mich auf unser Wiedersehn. Koppenhagen den 23. Sept.

* * *

Bald werde ich in deinen Armen seyn, Meine! Gott sey Dank für meine glückliche Reise!

Allein wie freue ich mich, dich endlich zu sehn, du meine Meta. Wie wollen wir unserm Gott danken, daß er dich mir, und mich dir erhalten hat! du meine Meta. Lübeck den 26. Sept.

* * *

Ich muß meinen Einfall ausführen, und dir nach Lübeck schreiben. Denn nach Koppenhagen nun nicht mehr, nun nicht mehr! — Unser Gott wird mit dir

seyn. Ich habe eben mit meiner vollen Zuversicht für dich gebetet. — Eben kriegte ich deinen Brief, wie ich anfing recht traurig zu werden. Ich habe nicht Zeit, dir viel zu schreiben. Ich würde dir itzt alle Tage nach Wandsbeck entgegen fahren, wenn ich nicht seit einigen Tagen einen Fluß auf den Augen, und den Schnupfen hätte. Dieß wird meinen Anblick nicht so heiter machen, als wenn du vorige Woche gekommen wärst. Sonst befinde ich mich ganz vortrefflich. Hamburg den 26. Sept.

Dieß war ihr letzter Brief an mich. Sie starb den 28. Nov. 1758. Ich hatte Anfangs vor, aus dem, was meine hiesigen Freunde und ich uns von ihren letzten Stunden erinnerten, eine Beschreibung ihres märtervollen und glückseligen Todes zu machen. Allein ich würde diese Beschreibung nicht zu Stande gebracht, oder doch zu sehr dabey gelitten haben. Was habe ich nicht schon bey der Ausführung meines Entschlusses, diese Beschreibung durch Stellen aus Briefen von meinen Freunden zu ersetzen, gelitten! Ich freue mich, daß sie dadurch mehr als ersetzt ist. Was ist die Freundschaft, besonders in den großen Trübsalen des Lebens!

Ich würde meiner Neigung nicht genug thun, wenn ich bey dieser so ungesuchten Gelegenheit da-

von schweigen wollte, daß ich, außer meinen hiesigen alten Freunden, besonders seit dem Tode meiner Geliebten, hier noch andre gefunden habe, die wahren Antheil an meinem Schicksale genommen haben. Ich dachte oft nur in Gesellschaft zu seyn; und ich war unter Freunden. Ich habe diese mir so angenehme Entdeckung, mehr durch ein gewisses Stillschweigen, durch ein gewisses Betragen, das ich an ihnen bemerkte, als durch Unterredungen von meinem Verluste, gemacht. Ueberhaupt muß ich sagen, daß nicht wenige freundschaftliche Begegnungen mir meinen Aufenthalt in der Vaterstadt meiner Geliebten unvergeßlich machen.

Hier folgen die Stellen aus den Briefen meiner Freunde.

Was für Freuden, meine liebe Freundin, warten Ihrer in den süßen Geschäften, einst die Seele Ihres Sohns auszubilden, und in der Entdeckung, wie sich die Kräfte seines Verstandes und seines Herzens erst zeigen, und dann nach und nach immer mehr entwickeln! Mir hat der Himmel diese Freuden schon zweymal gegönnt; sie dauren noch. Denn wie weit ist mein ältester, bald vierjähriger, und mein jüngster zweyjähriger von seiner Entwicklung noch entfernt! Und wenn der Himmel will, so kann ich die

süßen Scenen, von ihrer ersten an, wieder zum drittenmale erleben. Gott erhöre unsre Wünsche, und erfreue Sie bald, und gebe Ihnen glückliche Wochen. Quedlinburg den 12. Nov. 1758.

Gieseke.

* * *

Sie müssens mir erlauben, daß ich Sie frage, wie die Liebste Ihrer Schwestern sich befindet? Meiner Mutter letzter Brief vom 28. Nov. macht mich sehr besorgt. Schon damals ist die Hoffnung zur Entbindung nahe gewesen, schreibt sie. Mit nächster Post verspricht sie nähere Nachricht. Doch die ist ausgeblieben!

An den lieben Klopstock selbst kann ich unmöglich schreiben, bis ich weiß, was wir hoffen dürfen. Sie, meine Geehrteste, sind wohl freylich zu beschäftigt, um Selbst mir zu antworten. Lassen Sie aber, ich bitte Sie, meiner Mutter sagen, was sie schreiben soll. Gott gebe doch erwünschte Nachricht! Kein zweyter, kein unersetzlicher Verlust. Ihr neulicher schmerzt mich und meine Frau. Doch da läßt sich Ersetzung wünschen, und hoffen. Wenn aber — o nein, mein Klopstock! — Erfreuliche Nachricht beglücke uns bald! Rendsburg den 4. Dec.

Oertling.

* * *

Ich habe gestern eine Nachricht in Ansehung deiner erhalten, die dich vermuthlich nicht schreiben läßt. Du kennst mein Herz; du weißt, wie es von dieser Nachricht getroffen seyn muß. Die Wirkungen, die sie bey mir hervorgebracht hat, sind jenen völlig gleich, in Ansehung derer du beykommenden Brief an mich schriebst.

Ich unter meinen Geschwistern fast ganz allein, habe sie nicht gesehen; aber wie sehr geliebt! Leipzig den 4. Dec.

Carl Klopstock.

* * *

Du wirst die Nachricht von unsers theuren Vaters Tode schon haben. Ich glaube, daß du schon im Stande bist, vieles von dem, was ich dir darüber sagen könnte, selbst zu denken. Es ist der allein weise und der allein gnädige Wille unsers Gottes gewesen. Wir haben beyde über ihn geweint, und wir werden noch mehr über ihn weinen; aber laß es uns, mein Bruder, auf eine Art thun, die Gott gefällig ist, das ist, mit Gelassenheit und Unterwerfung. Du hast ohnedieß einen Hang zur Traurigkeit. Diesem wirst du dich besonders bisher überlassen haben. Reiß dich davon los. Gott will, daß wir uns in ihm freuen sollen, das ist: wir sol-

len uns über seine unaussprechliche Gnade und ihre unzählbaren Folgen freuen. Laß uns vor andern dieß von unserm theuren Vater lernen, daß wir uns in Allem, was uns betrübt, mit anhaltendem Gebete zu Gott wenden; so wird der Segen des Gebets unsers theuren Vaters auf uns kommen.

Wenn dir die ganze weltliche Geschichte in ihrem Umfange einst bekannt seyn wird; so wirst du keinen so großen Mann darin antreffen, als Abraham war. Und was war die vorzüglichste Größe dieses erhabnen Mannes? Er traute Gott! Koppenhagen den 16. Nov. 1756.

August Klopstock.

* * *

Sie wissen nun schon die traurige Nachricht von dem Tode meiner geliebten Schwester. Ich kann aber leicht denken, wie gern Sie umständliche Nachricht haben möchten. Ich will sie Ihnen geben, so viel es mir meine itzige Gemüthsfassung erlaubt. Unsere heldenmüthige Märtyrerin bekam schon vor acht Tagen, nämlich Donnerstag, falsche Wehen. Montag Nachmittag kriegte sie die rechten. Da sie mit aller Geduld, Contenance und Muth aus allen ihren äußersten Kräften arbeitete; so hatten wir die beste Hoffnung, sie würde bald entbunden werden. Wir hofften aber die ganze Nacht vergeblich. Um

drey Uhr liessen wir C* holen; der versicherte uns, alle Umstände wären gut, wir müßten nur Geduld haben. Dasselbe sagten die Wehmutter und D*. Unsre liebe Gebährerin arbeitete also fast ohne Aufhören immer fort, aber die Wehen wurden immer schwächer, anstatt daß sie stärker werden sollten. Wir schickten des Morgens wieder zu C*. Nun hatte sie schon fast alle Kräfte verloren. C* fand nun, daß sie mit Instrumenten mußte entbunden werden. Da er dieß nicht mehr selbst thut, so schlug er uns S* vor, einen sehr geschickten Accoucheur. Er kam, sagte mir aber gleich, daß er besorgte, sie würde nicht zwey Stunden leben können. Er fing die Operation an, aber — auch durch Instrumente war sie nicht zu entbinden, und — nun starb sie! Aber wie starb sie? Sie starb, so wie sie gelebt hatte, mit gesetztem Muthe. Sie nahm von ihrem Manne Abschied. Ich betete mit ihr, und sie verschied auf die sanfteste Art. Ich drückte ihr die Augen zu. — Ich kann nichts mehr schreiben. — Danken Sie Gott mit mir für die außerordentliche Stärke, die er mir in dieser so schweren Stunde gab. Es war über alle meine Kräfte, wie ich mich hiebey bewieß. Danken Sie auch Gott für die Stärkung, Ruhe und Trost, die er Klopstock schenkt. Ich hoffe, er wird ihm dieß große, große Leiden überwinden helfen!

Sie ist nach ihrem Tode geöffnet worden, und da hat man gefunden, daß ihr Körper so gebaut

gewesen, daß sie niemals hätte ein Kind gebähren können. — Wunderbarer Gott! doch wir müssen schweigen. Hamburg den 4. December.

* * *

Der weise, anbetungswürdige Vater im Himmel hat sein frommes Kind zu sich gerufen! Großer Angebeteter, laß auch uns des Todes dieser Gerechten sterben, dieses frommen, sanften seligen Todes! Meine arme Frau ist untröstbar, und ich soll sie und mich trösten, und ich bin doch nicht der christliche Held, der Sie sind. Ich preise den allmächtigen Gott, der Sie in der entsetzlichen Stunde so allmächtig gestärkt hat! Es ist Ihre Pflicht, daß Sie mir helfen, Klopstock bereden, daß er zu uns herüber komme. Muß ihm nicht jeder Anblick in Hamburg sein Leiden, seinen geheimen Schmerz erneuern? Und ein stiller, stummer Schmerz, wie seiner, ist der nicht nagender und verzehrender, als ein ungestümer, heftiger? Lübeck den 4. December.

Hartmann Stahe.

* * *

Meine liebe S*, was haben Sie alles so standhaft ausgehalten! Gott erhalte Ihnen doch Ihre Gesundheit. Was ich verloren habe, kann ich nicht aussprechen, meine beste S*. Ich habe sie mehr,

als eine rechte Schwester geliebt! und Gott wollte es doch so haben!

Lübeck den 4. December.

Johanna Victoria Stahe.

* * *

Was soll ich Ihnen von dem Unglücke sagen, das Sie getroffen hat. Wenn Ihre Schmerzen durch den aufrichtigen Antheil, den ich daran nehme, besänftigt werden könnten; so würden Sie sie gewiß weniger empfinden. Ach! wer kann sich dieselben lebhafter, als ich, vorstellen, da ich vor sechs Monaten eben dem Schicksale so nahe war. Welcher Trost ist es für Ihre Freunde, zu wissen, daß Sie Religion haben. Sie allein kann Sie in diesen schrecklichen Stunden unterstützen. Die beste Parthie, die Sie nehmen können, ist: Sich von den traurigen Gegenständen zu entfernen, und hieher zu kommen, wo Sie Freunde haben, die nichts versäumen werden, Ihre Schmerzen zu lindern. Man hatte mir die traurige Nachricht verschwiegen; und man hatte wohl daran gethan. Denn sie hat mich so bewegt, daß ich noch nicht zu mir selbst kommen kann. Ich sage Ihnen diesen kleinen Umstand nur deßwegen, weil ich aus der Erfahrung weiß, daß man nicht unzufrieden damit ist, daß Andre Antheil an unserm Schicksale nehmen. Wenn Sie in diesem Falle sind,

so haben Sie Ursache, mit mir zufrieden zu seyn.
Koppenhagen den 5. Dec.

Gräfin Stolberg, geb. Castell.

* * *

Ich bin noch zu sehr gerührt, zu sehr bekümmert durch die höchst unerwartete Nachricht, die mir, und besonders meiner liebsten Frau, tausend Thränen ausgepreßt hat. Gott, was wäre der Mensch mit allen seinen Glückseligkeiten und Hoffnungen, wenn die Ewigkeit nicht tröstete, und nicht unsern Verlust bewahrte, uns denselben herrlicher und vollkommner wieder zu geben. Ja, mein Geliebtester, Gottes Trost ist allein Trost! den hat Ihre verklärte Meta, unsre theuerste Freundin, mitten unter ihren Leiden empfunden; der hat ihre Seele bey ihrem Eingange in ihre immerwährende Ruhe empor gehoben, und der wird auch alle Ihre Thränen von Ihrem Antlitze abtrocknen. Ich freue mich, mit geheimer Wehmuth, über die Barmherzigkeit, die Gott an Ihnen Beyden gethan hat. Ich freue mich über die Versicherungen, die Sie von Ihrer Begnadigung haben. Ach wie unaussprechlich selig sind Sie, diese Versicherung zu haben! Gott stehe Ihnen unter der Empfindung Ihrer gerechten Schmerzen bey, und mache Sie, durch seine Kraft, zu einem Beyspiel der Empfindungen, die gute Herzen so oft in Ihren Gedichten rühren. Wenn Ihre Wunden verbunden,

und gelindert sind: so werde ich, zu meiner eignen Erbauung und Belehrung, viele Fragen an Sie thun. Sie werden doch vermuthlich Hamburg bald verlassen? Alle Ihre Freunde wünschen es. Gott erhalte Ihre Gesundheit, und tröste, erquicke und begnadige Sie immer mehr durch seine Religion! Meine Frau versichert Sie nochmals des zärtlichsten und empfindlichsten Antheils an Ihrem Leiden! Noch einmal, Gott segne, lindre, tröste und erfreue Sie wieder, und auch alle die, die Ihren Schmerz theilen. Koppenhagen den 5. December.

Cramer.

* * *

Ich habe nicht die geringste Anstrengung nöthig, um mich an Ihre Stelle zu setzen; und ich glaube, daß meine Empfindung keinen einzigen Zug desjenigen Bildes schwächt, das Sie vor Sich haben. Was für ein schrecklicher Schlag! Welche Leiden! Welche Leerheit! Nur die Religion kann Sie aufrecht erhalten. Was ist diese Welt! wie kurz sind ihre Freuden! wie heftig ihre Schmerzen! Die Religion allein kann ein Balsam für so brennende Wunden seyn!

Ich wünsche aus dem Innersten meiner Seele, daß der unsichtbare Arm des Allmächtigen Sie unterstützen wolle. Koppenhagen den 5. December.

Gräfin Bernstorff, geb. Buchwald.

* * *

Was kann ich schreiben? Ich will nicht von dem, was vorüber ist. Sie müssen meinen Antheil wissen. — Aber was ist alles gegen Sie! Könnte ich nur Ihretwegen ruhig seyn! Wie bange ist mir! Meine Seele schwankt zwischen zwey Gedanken, bald auf das, was dahin ist, bald auf Sie, und verweilt sich bey Ihnen: denn jenes ist über unsre Sorge erhaben. Könnte ich nur einen kleinen Theil Ihres Kummers vermindern, damit würde ich noch itzt die Wünsche eines Engels erfüllen! — Liebster Freund, wollen Sie nicht zu uns kommen? Bleiben Sie ja nicht an einem Orte, wo Sie alles um und um an Dinge erinnert, die ohne dieß allzutief in Ihre Seele eingegraben sind.

Gott beruhige Sie! Gott stärke Sie! Gott segne Sie! Vielleicht ist mein irdischer Geburtstag ihr himmlischer gewesen, der neun und zwanzigste November. Sie haben ihn nicht genannt. Wie oft waren an dem Tage meine Gedanken bey Ihnen.

Könnte ich mich nur auf einige Weise um Sie verdient machen! Denn wer verehrt, wer liebt den Sänger des Messias, den Christen, den Freund — den Verlobten des verklärten Engels mehr als — Koppenhagen den 5. Dec.

Funke.

Nah ist meines Helfers Rechte,
Sieht sie gleich mein Auge nicht!
Weiter hin im Thal der Nächte
Ist mein Retter und sein Licht!
Ja! dort wird mir Gott begegnen!
Dort wird mich sein Antlitz segnen!
In der trüben Stunde Graun
Lehre mich gen Himmel schaun!

— Nein, gewisse rührende Umstände muss ich auslassen. Ich will sie Ihnen einmal erzählen. Da ich an ihrem Leben zu zweifeln anfing, und ich fing früher als andre an, da sagte ich ihr von Zeit zu Zeit etwas von Gott ins Ohr, doch so, dass ich ihr nicht merken liess, dass ich an ihrem Leben zweifelte. Ich weiss wenig von dem, was ich ihr sagte, aber so viel weiss ich überhaupt, dass ich ihr wiederholte, wie sehr ich durch die Gnade einer so ausserordentlichen Standhaftigkeit, die ihr wiederführe, gestärkt würde; und dass ich sie nun an das erinnerte, wozu wir uns beyde vorher so oft aufgemuntert hätten, nämlich an eine völlige Unterwerfung. Da sie schon auf den zweiten Stuhl (ich enthalte mich, es einen Marterstuhl zu nennen, weil ihr unser Gott alle ihre Leiden so muthig hat überwinden helfen!) da sie auf den zweyten Stuhl gebracht worden war, und auch da schon wieder viel gelitten hatte, sagte ich ihr mit viel Rührung ins Ohr: der Aller-

barmherzigste ist mit dir! Ich sahe, wie sehr sie es fühlte. Vielleicht vermuthete sie itzt das erstemal, daß ich dafür hielte, daß sie sterben würde. Ich sah dieß an ihrer Miene. Ich sagte ihr hierauf oft, so oft ich hineingehen, und ihre Wehen aushalten konnte, wie sichtbar die Gnade unsers Gottes mit ihr wäre. Wie konnte ich von dem großen Troste meiner Seele schweigen? — Ich kam hinein, da sie zur Ader gelassen worden war. Weil man aus dieser Ursache das Licht herbey gebracht hatte, so sah ich ihr Gesicht nach vielen Stunden das erstemal wieder deutlich. Ach mein Cramer, die Farbe des Todes war darauf! Aber der Gott, der so mächtig mit ihr war, stärkte auch mich bey diesem Anblicke. — Sie wurde nach dem Aderlassen besser, aber auch bald hernach wieder schlechter. — Der Doctor, der sie operiren sollte, eilte. Doch dieß habe ich Ihnen schon geschrieben. Genug, mir ward von ihm nur sehr kurze Zeit gegeben, Abschied zu nehmen. Ich hatte einige Hoffnung, daß ich nach der Operation noch mit ihr würde beten können. — Ich werde nicht aufhören, unserm Gott für die Gnade zu danken, die Er mir bey diesem Abschiede gab. — Ich halte dir mein gegebnes Versprechen, meine Meta, und sage dir, daß dein Leben, wegen deiner großen Schwäche, in Gefahr ist. — „Kann ich in der Operation sterben?“ — Du kannst in der Operation sterben; aber ich fürchte

deine Schwäche noch vielmehr, an der du hernach sterben kannst. (Sie müssen nicht glauben, daß ich Ihnen alles wiederholen kann. Weder den ganzen Inhalt von dem, was wir sprachen, noch alle Worte kann ich Ihnen wiederholen. So viel weiß ich, daß es mir recht zuströmte, was ich ihr sagte. Auch sie hörte wieder völlig und redete ohne den geringsten Anstoß.) Ich nannte den Namen „des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geistes" über ihr. — Ich fürchte nicht, daß du in der Operation stirbst; aber es kann geschehen. Nun, der Wille deßjenigen, der dir unaussprechlich hilft, geschehe! Ja, wie Er will! wie Er will! — „Er mache, wie Er es will; sagte sie, und Er wird es gut machen!" Dieß letzte sprach sie mit einem besonders starken Tone der Freude und der Zuversicht aus. — Du hast wie ein Engel ausgehalten! Gott ist mit dir gewesen! Gott wird mit dir seyn! der Allerbarmherzigste ist mit dir gewesen! Sein großer Name sey gepriesen! Er wird dir helfen. Wenn ich das Unglück hätte, kein Christ zu seyn; so würde ich es itzt werden! — Dieß von ungefähr und noch mehr sagte ich ihr in einer starken Bewegung der Freude. Die Schmidt sagt, daß wir beyde sehr freudig gewesen wären. — Sey mein Schutzengel, wenn es unser Gott zuläßt! — „Du bist der meinige gewesen!" sagte sie. — Sey mein Schutzengel, wiederholte ich, wenn es unser Gott zuläßt; wenn es

unser Gott zuläßt! — „Wer wollte das nicht seyn?“ sagte sie. — Nun wollte ich forteilen! Die Schmidt sagte: Geben Sie ihr noch einmal die Hand. Ich thats, und weiß nicht, ob ich noch etwas sagte. Ich eilte fort. Ich holte den Doctor, umarmte ihn, und wünschte, daß Gott mit ihm seyn möchte, und ging auf meine Stube, und betete. Gott gab mir viel Kraft zu beten. Ich bat um völlige Unterwerfung. Aber wie kam es, mein Cramer, daß ich nicht für sie betete, welches doch so natürlich war? — Vermuthlich, weil sie schon über alles, was ich bitten und verstehen konnte, erhört war! — Wie ich hinaus gewesen bin, hat sie die Schmidt noch einmal gefragt: „Ob sie in der Operation sterben könnte?“ und durch eine gewisse Frage der Schmidt veranlasset: Ob ihr Tod schon so nahe sey?“ Sie hat den Umstehenden gesagt, „daß sie sich ruhig halten sollten, damit der Doctor auf keine Art gestört würde.“ Sie hat auch noch angeordnet, daß man ihr Bette zurecht machen sollte, im Fall sie die Operation überlebte. Sie hat im Anfange der Operation zu der Schmidt gesagt, „daß sie nichts fühle;“ darauf hat sie gleichwohl noch einige Schmerzen empfunden. — Sie hat zur Schmidt gesagt: „Gott habe ihr viel Sünden zu vergeben; aber sie traue auf ihren Erlöser!“ — Die Schmidt hat ihr bey einer andern Gelegenheit gesagt: Gott würde ihr helfen! „Im Himmel!“ hat sie geantwortet. Indem

ihr Kopf auf das Küssen gesunken ist, (sie saß) hat sie mit Schnelligkeit zur Schmidt gesagt: Es ist vorbey! — Sie hat hierauf die Schmidt zärtlich angesehen, und mit noch ungebrochnen Augen zugehört, da ihr die Schmidt folgendes vorgebetet hat: Das Blut Jesu Christi macht dich rein von allen Sünden! — (O süße Worte des ewigen Lebens!) — Gottes Tag, du bist gekommen, — die erste Strophe nämlich, und die: Verachte denn des Todes Graun! — Nach einigen schmerzhaften Empfindungen in ihrem Gesichte, ist ihr Gesicht wieder ganz heiter geworden, und so ist sie gestorben! — Ich will nicht klagen, mein Cramer, ich will danken, daß mich Gott bey dieser großen Prüfung so sehr gestärkt hat. — Beym Abschiednehmen sagte sie sehr süß zu mir: „Du wirst mir folgen!" — Mein Ende sey wie ihr Ende! — Ach möchte ich itzt einen Augenblick an Ihrem Herzen weinen können! Denn ganz kann ich mich des Weinens nicht enthalten. Und das fodert auch mein Gott nicht von mir. Hamburg den 5. December.

Ach, wie hat mein Herz gerungen!
Wie gefleht am Gnadenthron!
Noch von deiner Angst durchdrungen,
Siegst du, meine Seele, schon?
Oder säumt des Helfers Rechte
Stets noch? werden meiner Nächte

Meiner Qualen immer mehr?
Immer meiner Thränen mehr?

Nah ist meines Helfers Rechte;
Sieht sie gleich mein Auge nicht!
Weiter hin im Thal der Nächte
Ist mein Retter und sein Licht!
Ja, dort wird mir Gott begegnen!
Dort wird mich sein Antlitz segnen!
Itzt, itzt ist die Prüfungs-Zeit!
Itzt sey, Seele, stark im Streit!

Was empfand des Helden Seele,
Abrams, der's vom Herrn empfing,
Und nunmehr von Mamres Höhle
Nach des Opfers Berge ging!
Tief war seiner Seele Wunde!
Heiß der Prüfung bange Stunde,
Nicht erst künftig; sie war da!
Nah des Knaben Tod, ganz nah!

Konnt' er dessen Rath ergründen,
Der das Opfer ihm befahl?
Keinen Ausgang konnt' er finden,
Ueberall war Nacht und Qual!
Dennoch traut' er dir, o Retter!
Dir, Jehova, Gott der Götter!
Er führt mich die dunkle Bahn,
Er, der Staub erwecken kann!

Abraham! So scholl die Stimme
In des Ueberwinders Ohr!
O du jener Gnade Stimme,
Ruf auch meine Seel' empor!
Schau, Herr, wie ich lieg', und flehe,
Und vor Trauren fast vergehe!
In der trüben Stunde Graun *)
Lehre mich gen Himmel schaun!

Fast zu denen hin versammelt,
Die im Herrn entschlafen sind,
Hab ich sonst dein Lob gestammelt,
Vater warst du! ich war Kind!
Aber itzt, von dir erschüttert,
Schmachtet meine Seel', und zittert!
Dennoch, Vater, harr' ich dein!
Dennoch wirst du Vater seyn!

In der Christen ersten Tagen
Ward deß Mund zum Lobgesang,
Der, zerfleischt von bängern Plagen,
Zeugend mit dem Tode rang!
Selten bracht' ein schnelles Ende
Sie in ihres Vaters Hände.
Viele dunkle Tage lang
Starben sie! scholl ihr Gesang!

---

*) Diese beyden Zeilen versetzte ich, weil ich mich nicht genug besann, in die zweyte Strophe.

Schau auch dieser Helden Glauben,
Meine Seele, gaubend an!
Laß nichts deine Krone rauben!
Leid', und klimm zu ihr hinan!
Keiner Trübsal Tiefen scheiden,
Weder Tod noch Leben scheiden,
Nichts, was itzt und künftig ist,
Scheidet mich von Jesu Christ!

Alle Zeugen Christi sahen
Ihn nicht in des Himmels Höhn!
Nicht die Märtrer alle sahen
Ihn zur Rechten Gottes stehn!
Denn sie hatten auch gesündigt!
Durch ihr Thun nicht stets verkündigt,
Der für ihre Missethat,
Zu des Vaters Rechte, bat!

Dennoch stritten sie mit Muthe,
Da die trübe Stunde kam,
Priesen den in ihrem Blute,
Der sie so der Erd' entnahm!
Keiner Trübsal Tiefen scheiden,
Weder Tod noch Leben scheiden,
Nichts, was itzt und künftig ist,
Scheidet mich von Jesu Christ!

* * *

In meinem letzten Brief (ich möchte gern wissen, ob sie ihn noch erhalten hat?) war ich voll Hoffnung. Es hat Gott nicht gefallen, auch unsre Wünsche zu erhören. Was muß der arme Klopstock leiden! und was für Versuchungen sind es, deren Gott ihn würdigt! Ich weiß, er wird ihrer werth werden. Aber was wird er nicht erst ausstehen! Quedlinburg den 6. December.

Gieseke.

* * *

Ob ich gleich schon oft die Feder ergriffen, und wieder weggelegt habe: so nehme ich sie doch wieder, um Ihnen zu sagen, daß ich und mein H. mit Ihnen weinen — und für Sie beten. Wer kann Sie unter allen Ihren Freunden mehr bedauern, als ich? Wer hat sie länger, wer hat sie so sehr gekannt? Was habe ich selbst für eine Freundin an ihr verloren? Ach, ich fühle es nur zu sehr, was Sie empfinden müssen? Ich fühle die so geschwinde Trennung von Ihrer Seligen, nach einem so kurzen Besitze, und die Vernichtung der besten, edelsten, und gerechtesten Hoffnungen in ihrer schrecklichen Größe. Und ob ich gleich weiß, daß diese Trennung nicht auf ewig geschehen ist, und daß Ihre Hoffnungen nicht alle zernichtet sind: so zittre ich doch vor dem Kampfe, in welchen Sie itzt geführt werden. Sie werden auf eine schwere Probe gestellt.

Aber, mein theurer Freund, Gott, der Sie auf dieselbe stellt, wird Sie nicht ohne Unterstützung lassen. A. hat mich mit der Versichrung, daß Gott schon itzt sich an Ihnen zu verherrlichen anfange, recht erfreut. Sie ist nicht weit von mir! das haben Sie gesagt; und in der That ist von der Erde zum Himmel, für einen Christen, nicht weit! Gott lasse den Trost dieses großen wahren Gedankens recht lebhaft in Ihnen werden. Und Sie, mein liebster Klopstock, nehmen Sie itzt alle Ihre Stärke zusammen, und denken, daß Sie Ihren Freunden und Ihren Lesern itzt ein Beyspiel schuldig sind. Weinen Sie über Ihre Meta mit der ganzen Zärtlichkeit, die sie verdient; wir weinen mit Ihnen: aber wir bitten Sie, überlassen Sie Sich auch Ihrer gerechtesten Schwermuth nicht zu sehr. Denken Sie an Ihren großen Beruf; denken Sie an Ihre Freunde; denken Sie an Ihre Mutter und Geschwister. Ihre liebe Mutter wird selbst schreiben. Sie können leicht denken, was sie leidet. Aber sie wird doch ungemein aufgerichtet werden, wenn sie erfährt, daß Sie unter Ihrer Bekümmerniß nicht erliegen. Quedlinburg den 6. December.

Gieseke.

* * *

Wie viel Freude würde mir Ihr Brief und Ihre so süße Ode gemacht haben, wenn ich sie zu einer

andern Zeit gekriegt hätte. Itzt aber habe ich die Ode kaum einmal lesen können; sie macht mich zu betrübt. Was ich empfinde, können Sie Sich leicht vorstellen. Was habe ich nicht verloren! Doch ich will, ich muß nicht klagen; Klopstock verbietet es mir.

Nun habe ich erst recht gelernt, was die Religion vermag! — Doch ich will heute nichts anders schreiben; als eine umständliche Nachricht von den letzten Stunden unsrer Geliebten.

Unsre liebe Gebährerin arbeitete beständig fort mit einem Muthe und mit einer Gelassenheit, die wohl wenig ihres Gleichen hat. Klopstock, der sich vorgenommen hatte, nicht von ihr zu weichen, konnte es doch nicht aushalten; er ging weg, und kam wieder, und so die ganze Nacht durch. Um zehn Uhr des Morgens kriegte sie, ohne Zweifel aus großer Mattigkeit, einige Zuckungen; aber sie dauerten nur einige Augenblicke, da kam sie wieder zu sich selbst. Sie war noch immer geduldig. Sie winkte, und lächelte Klopstock zu, küßte ihm die Hände, und sprach noch ganz munter.

Nun ging die große Scene an. Klopstock ging hinein, und kündigte seiner Frau an, daß sie in Lebensgefahr wäre. Sie antwortete ganz gelassen: Was unser Gott thut, ist gut gethan! Nun nahmen

sie Abschied. Aber diesen beschreibe ich nicht, das soll Klopstock mit der Zeit thun. Wie er von ihr ging, trat ich ans Bette, und sagte: Ich will unter der Operation bey dir bleiben. Gott segne dich dafür, meine Schmidt, sagte sie, und sahe mich mit dem ruhigen, heitern Lächeln eines Engels an. Sie fragte mich nachher: Sollte doch wohl mein Tod so nahe seyn? Ich kann das nicht bestimmen, antwortete ich. Ja! mein Mann hat mir alles gesagt, was geschehen kann, ich weiß alles. Nun ich weiß auch, du bist auf alles gefaßt, du stirbst ruhig, und selig. Ach, Gott muß mir viel vergeben; doch ich denke an meinen Erlöser, an den ich glaube.

Nun fing man die Operation an. Ich fühle nicht viel, Schmidt, ganz wenig fühle ich. O! das ist gut, Gott wird dir bald helfen. Ja, im Himmel! sagte sie. Nun ward sie stille, fing etwas an zu winseln, als wenn sie Schmerzen fühlte. Bald darauf legte sie den Kopf zurück, und sagte: Es ist vorbey! und in diesem Augenblicke bekam ihr Gesicht auf einmal solche ruhige Züge, daß allen diese geschwinde Veränderung des Gesichts merklich war. Einen Augenblick vorher war nichts als Schmerz auf ihrem Gesichte, und nun nichts als Ruhe. Nun fing ich an zu beten, (lauter kurze Zurufungen, so wie sie es mich selbst gelehrt hat,) und so starb sie nach einigen Minuten, so sanft, so still, so ruhig!

Die arme Frau! doch wer wollte sie bedauern? Sie ist am Montage, mit ihrem Sohne im Arme, in dasselbe Grab, wo nun schon drey meiner Kinder liegen, begraben. Denn das wissen Sie noch nicht, daß ich acht Tage vor der Klopstock mein jüngstes Mädchen verloren habe.

Denken Sie, was ich, ich Schwache, alles erlebt habe. Aber danken Sie Gott mit mir, der mich so übernatürlich gestärkt hat, daß ich mit einem Muthe und mit einer Standhaftigkeit, die mir gar nicht eigen ist, der Klopstock in ihren letzten Stunden so habe beystehen können.

Gott erhalte Sie und Ihre Lieben. Gott erhalte Klopstock, dem er itzt so außerordentliche Gnade und Beystand giebt. Ich kann nicht mehr schreiben, ich hoffe, Sie werden es lesen können. Hamburg den 6. Dec.

Elisabeth Schmidt.

* * *

Trösten — ach wie kann man Sie trösten? Ihre Wunden bluten noch, und die Narbe wird immer empfindlich seyn. Von der Hand, davon Sie getroffen sind, können Sie auch allein nur Ihren Trost erwarten. Und mich deucht, dieß ist für einen Mann wie Sie, der gewohnt ist, aus den erhabensten Empfindungen der Religion sein Geschäft zu machen,

schon ein Trost. Gott schenke Ihnen denselben in seinem reichsten Maaße, und gieße himmlische Beruhigung in Ihr bestürmtes Herz! Opfern Sie ihm alles auf, und Sie werden alles von ihm haben. Nach der kurzen Entfernung Ihrer Geliebten, die Ihnen Gott wiedergeben, und verherrlicht wiedergeben wird, muß Ihnen der Weg zwar einsamer, unebner und langweiliger vorkommen! allein was ist er gegen das Maaß der Ewigkeiten, der frohen Ewigkeiten, dahin er führt? Wenn der kurze Traum des Lebens vorüber ist, wenn die traurigen Phantomen, bey dem Anbruch eines unsterblichen Lichts, verschwunden sind;

Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die du, Natur, einander bestimmtest.

Lüneburg den 9. Dec.

Stockhausen.

* * *

Sie müssen mir erlauben, meine liebe Schmidt, daß ich ihnen verschiednes über Ihren vorgestrigen Brief sage.

Daß Sie täglich einige Stunden mit Klopstock von nichts als von Meta sprechen, und ihm dann alle ihre letzten Reden, Mienen und Bewegungen wiederholen müssen, und dabey nicht betrübt, sondern nur ruhig und gelassen traurig sind; (dieß sind

alles Ihre eignen Worte) das ist, fürchte ich, eine sanfte Nahrung für seinen Schmerz; aber allemal eine Nahrung, welche die Wallungen, die ihn des so nöthigen Schlafs berauben, mehr unterhalten als stillen wird. Daß Gott ihn wunderbar stärken und erhalten könne, ach! meine Schmidt, wie könnte ich daran zweifeln? Aber theuerste Freundin, ist es darum weniger Pflicht, daß wir alle mögliche menschliche Vorsicht anwenden, seinem heimlichen Kummer und Schmerz jede Nahrung abzuschneiden? Sie verzeihen mir, ich weiß es, daß ich mich unterstehe, Ihnen Dinge vorzusagen, die Sie besser wissen als ich. Denn Sie wissen, daß es manchmal, und besonders in solchen Umständen, nicht ganz überflüßig ist, wenn wir an dasjenige erinnert werden, was wir sonst gut wissen.

Eins muß ich Ihnen noch sagen, daß ich Sie beneide, daß Sie beym Sterben unsrer seligen Schwester gewesen sind. Was können wir nicht bey jedem Sterbenden lernen? und was müssen Sie nicht bey einem solchen Sterben gelernt haben? Gott segne es an Ihrer Seele in Zeit und Ewigkeit! Lübeck den 9. December.

Hartmann-Stahe.

* * *

Meine liebe Schmidt, Sie wissen also, wie mir zu Muthe ist. Ich möchte gern ganze Tage mit

Ihnen reden. Ich rede auch wirklich ganze Stunden mit Ihnen.

Sind Sie denn gleich von Donnerstag bis Dienstag, da sie starb, immerfort bey unsrer seligen Schwester gewesen? Dauerten denn die falschen Wehen ohne Aufhören? Hatte sie denn gar keinen Schlaf? Ach welche Marter hat sie nicht ausgestanden! meine sehr liebe, liebe Schwester! Sie fühlte wohl noch immer, daß das Kind lebte? Und kriegte sie nicht Hoffnung zur glücklichen Entbindung? Konnte sie bey den falschen Wehen noch herum gehen?

Und Sie, meine liebe Schmidt, haben auch noch ein Kind verloren! Barmherziger Gott, wie unergründlich bist du! Lübeck den 9. December.

Johanna Victoria Stahe.

* * *

Wenn Mitleiden etwas zum Troste beytragen könnte, so würde das meinige gewiß dazu dienen können. Machen Sie denn nur den Schluß daraus: Was Gott, der vor Liebe gegen uns arme Menschen brennet, für einen Grad des Mitleidens mit Ihnen haben müsse, ob er gleich selbst, nach seiner unergründlichen Weisheit, und gewiß zu Ihrem Besten, Ihnen diese Wunde geschlagen hat. Koppenhagen den 9. December.

Gräfin Stolberg, geb. Castell.

* * *

Sie hat in allen fünf Nächten kaum zwey Stunden Schlaf gekriegt, die Märtyrerin. Die Wehmutter ging Sonnabend Abend wieder weg, und da wollte sie haben, ich sollte auch weg gehen, weil sie zu schlafen hoffte. Klopstock blieb also allein bey ihr. Ich ging Sonntag wieder hin, und da blieb ich bey ihr, bis an ihren Tod.

Die Wehmutter machte uns freylich noch beständig gute Hoffnung zur glücklichen Entbindung, und sie selbst vor allen, da sie immer noch glaubte, das Kind lebte, ließ gar ihren Muth nicht fallen. Sie sprach, wenn sie nur einen Augenblick Ruhe hatte, ganz munter, ganz heiter. Sie sagte, noch die Nacht vor ihrem Tode, als jemand sagte: Nun würde sie wohl keine Kinder mehr verlangen, mit vieler Lebhaftigkeit: O nein, ich will dem allen ohngeachtet doch gern noch mehr Kinder haben. Ihre Geduld, Stille und Gelassenheit, bey allen ihren so außerordentlichen, so lange anhaltenden Schmerzen, ist nicht zu beschreiben. Die verließ sie auch im Tode nicht. Hamburg den 11. December.

Elisabeth Schmidt.

* * *

Ich danke Ihnen für den ausführlichen Brief, den ich mit der letzten Post von Ihnen erhalten habe.

Wie sehr sind wir nicht, durch die rührende Erzählung, die Sie von dem Leiden unsrer verherrlichten Freundin, von ihrer Standhaftigkeit, von dem Troste, den Sie ihr gaben, und von Ihren eignen so edlen Empfindungen machen, bewegt worden. Unsre Thränen sind wieder geflossen. Unterdeß freuen wir uns bey allem dem wehmüthigen Antheile, den wir an Ihrem Verluste nehmen, oder sollen wir es nicht lieber einen Gewinn nennen? über die so christliche und Ihnen so anständige Gemüthsfassung. So ist unser Gott, der Allerbarmherzigste, auch unter den schmerzlichsten Prüfungen bey uns! Er sey ferner mit Ihnen, und wir wünschen von Herzen, daß er Sie immer mehr stärken und aufrichten möge. Unterdeß bemühen Sie Sich vornämlich aus Dankbarkeit gegen ihn, und dann aus Freundschaft gegen uns, für Ihre uns so unschätzbare Gesundheit alle nur mögliche Sorge zu tragen. Ich kann nicht unterlassen, Sie auf das angelegentlichste zu bitten, wenn es möglich ist, mit L* zurück zu kommen.

Ich wiederhole meinen Wunsch. Gott stärke, tröste, und erfreue Sie durch die Kraft seiner Religion immer mehr!

Ich umarme Sie mit aller Zärtlichkeit meines Herzens. Meine Frau betet mit mir allen nöthigen Trost über Sie. Gott bringe Sie gesund zu uns.

Wie viel Antheil F* an Ihnen nehme, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Sie kennen seine Liebe. Ich bin mit der feurigsten Freundschaft ganz der Ihrige. Koppenhagen den 12. December.

Cramer.

* * *

Gott wird und muß uns alle trösten. Er muß uns mit seiner Gnade trösten und beystehen, daß wir das harte Kreuz, so er uns zugeschickt hat, nach seinem Willen ertragen mögen. Das wünsche ich Ihnen und den Ihrigen; das wünsche ich mir und den Meinigen.

Ihre größte Sorge muß itzt natürlicher Weise für Ihren lieben Sohn seyn, und da wünschte ich, daß Sie ihn selbst sehen könnten. Welch ein Wunder beweist Gott an ihm! Er dient uns allen zum Beyspiele, wie kräftig Gott den Seinen auch in den schwersten Umständen beystehet.

Sie werden auch wohl von uns versichert seyn, daß wie unser möglichstes thun, unsern lieben Schwager aufzuheitern, oder zu zerstreuen. Doch dieses würden Sie Sich besser vorstellen können, wenn Sie es recht wüßten, wie sehr wir alle hier Ihren Sohn lieben. Wie ich ihn besonders verehre und liebe, das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich habe meine

selige Schwester ausserordentlich geliebt! Das weiß ein jeder, der uns gekannt hat; aber ich fühle es itzt, daß ich unsern Klopstock nichts weniger, nicht auf das mindeste weniger liebe, als ich die Selige geliebt habe. Schliessen Sie hieraus, daß ich von Grunde des Herzens alles thun werde, was nur etwas, ihn aufzuheitern, beytragen kann. Er wird es vermuthlich Ihnen selbst schreiben, daß er, seiner Gesundheit wegen, nicht den Winter über reisen, sondern bis ins Frühjahr warten will.

Die Nacht vor der letzten war ich allein bey ihr. Sie litt sehr viel, doch sehr gelassen. Sie sprach noch vieles mit mir. (O glückliche Stunden, die mir Gott da noch mit ihr schenkte, ob sie gleich sehr mit Traurigkeit untermischt waren!) Unter andern sagte sie: Ach Schmidt, wie würde es mir itzt gehen, wenn ich nicht schon die ganzen neun Monate dazu gebraucht hätte, mich zum Tode zu bereiten. Itzt lassen meine Schmerzen nicht zu, daß ich so anhaltend beten, so beständig an Gott denken kann, wie ich es sonst gewohnt bin zu thun; und wie ich es itzt eben am liebsten zu thun wünsche. Hamburg den 12. December.

Elisabeth Schmidt.

* * *

Sie sind mir mit Ihrem Briefe zuvor gekommen. Am Mittwochen war es mir nicht möglich, nach dem Briefe an A* und Klopstock mehr zu schreiben.

Gott, was haben Sie erleben müssen, meine liebe Schmidt. Außer Hamburg kann das niemand so sehr empfinden, als ich; weil ich am besten weiß, wie Sie unsre Selige geliebt haben. Sie zu verlieren mußte Ihnen zu allen Zeiten ein trauriges Schicksal seyn; aber sie zu der Zeit und auf die Art zu verlieren! — Aber Klopstock verbietet Ihnen zu klagen; er, der noch viel mehr verliert, und gewiß auch Ihre Empfindungen mitleidig theilt. Wie liebe ich ihn! ihn, meinen Freund, und den Ihrigen, mit Ihnen so nahe verbunden, werth, seine Selige gehabt zu haben, werth, sie zu beweinen, und (spät aber!) in einer bessern Welt wieder zu umarmen! — Ich danke Ihnen für die umständliche Nachricht, die Sie mir von der Klopstock Tode gegeben haben, ob sie gleich noch nicht alle meine Fragen, die ich thun möchte, befriedigt. Ich danke meinem lieben Klopstock, der Sie gebeten, mir diese Nachricht zu geben. Wie sehr meine H* und ich Ihren Verlust empfinden, und theilen, und was wir selbst verlieren, darüber schweige ich. Aber das darf ich doch, um von mir nichts zu gedenken, sagen, daß ich es weiß, daß meine H* unter allen Frauen Ihrer Freunde außer Hamburg diejenige ist, die sie vornämlich zu ihrer Freundin ge-

wählt haben würde, wenn sie sich näher gewesen wären. Ich darf auch sagen, daß gewiß keine von diesen H* in der Freundschaft zu ihr übertroffen hat.

Den Verlust Ihres jüngsten Mädchens bedauern wir mit Ihnen. Sie haben nun drey Kinder in der Ewigkeit; und wir alle werden denen, die uns vorangegangen sind, nachfolgen. Gott mache diesen Trost in uns allen, so oft wir von unsern Geliebten getrennt werden, recht lebendig. Er überwiegt alles, ob er gleich eine gesetzte, sanfte Betrübniß so wenig vernichtet, als verbietet. So ist, ich weiß es, Klopstocks Betrübniß, so ist die Ihrige. So muß also auch die meinige seyn. Indessen, meine liebe Freundin, kann auch die sanfteste Betrübniß uns nachtheilig werden. Das müsse Ihnen und Klopstock nicht widerfahren. Muntern Sie ihn, wenn Sie es für gut finden, zu einer Reise nach Quedlinburg auf. Sie wird seiner Mutter sehr tröstlich seyn, die aufs äußerste für ihn besorgt, und für ihre eigne Person, um eine so geliebte Schwiegertochter, von der sie beständig sagt, daß sie ganz für ihren Sohn gebildet gewesen, höchst traurig ist.

Dann wollen wir mit ihm weinen; und er soll, wenn er kann, mir seinen Abschied von seiner Geliebten erzählen. Gott prüft ihn durch harte Leiden. Aber Er wird ihn treu erfinden. Und auch Sie,

meine liebe Schmidt, denken Sie, wie er Sie bisher gestärkt hat. Ich selbst habe es nicht geglaubt, daß Sie das würden überstehen können; ob ich gleich weiß, daß Gott uns so stark macht, als wir seyn müssen.

Ihre Nachricht ist mir zu traurig, als daß ich weiter etwas davon gedenken sollte. Indessen sieht man daraus, daß Klopstocks Verhängniß von Gott über ihn beschlossen gewesen ist, von Gott, der ihm seine Meta so wunderbar zugeführt hatte, ohne Zweifel zu einem längern als vierjährigen Besitze. Gott sey Ihr, Ihrer armen Mutter, Ihrer Schwester D* und aller Trost.

F* und G* versichern Klopstock und Ihnen allen ihr herzliches Mitleiden. Gott, wie viel Rechtschaffne werden nicht über diesen Verlust trauren! Quedlinburg den 13. Dec,

Gieseke.

* * *

Sie können kaum glauben, wie sehr mich der Tod Ihrer würdigen und tugendhaften Schwiegertochter gerührt hat. Wie viel verliert nicht ein Mann an einer solchen Frau, und wie viel nicht eine ganze Familie an einer solchen Schwester und Freundin. Ich beklage Sie über diesen Verlust, und ich empfinde denselben mit Ihnen. Wer kann indeß wider

die Vorsehung, wider den Willen des allweisen Wesens, murren, ohne sich zu versündigen. Gott hat diese vollkommne Frau der Welt entzogen um sie noch vollkommner zu machen. Sie hat ihre geheiligte Seele und die unschuldige Seele ihres Kindes ihrem Richter uud Erlöser dargestellt. Sie hat überwunden durch einen Märtyrertod, und ist glücklicher als wir. Jedoch wir werden es endlich auch werden, und uns alle unzertrennlich wiedersehn. Wie sehr habe ich mich nicht gefreut, diese brave Frau einmal kennen zu lernen; aber es war uns nicht für diese, sondern für eine andre Welt aufbehalten. Leipzig den 15. December.

Fr. v. Arnstädt, geb. Leisching.

* * *

Wie gütig ist mein lieber Klopstock, daß er seinem F* das wehmüthige Vergnügen macht, sich mit ihm von seinem Verluste zu unterhalten. Was für einen edlen Werth giebt es seinem Freunde in seinen eignen Augen, daß er durch seinen Brief einen Stral von Heiterkeit in Klopstocks Seele gebracht hat. Sie wollen, liebster Klopstock, ich soll bald wieder schreiben. Wie könnte ich es nur einen Tag aufschieben, ein so süßes Verlangen zu erfüllen! Was ist ein Brief gegen das, was ich für Sie thun wollte, wenn es in meinem Vermögen stände! Ich preise

Gott mit Ihnen, liebster Freund, für die Ruhe, mit der er Ihre Seele begnadigt! Aber doch werde ich Ihretwegen nicht ganz außer Sorgen seyn, bis ich versichert bin, daß sich Ihr Körper der Erquickung des Schlafs wieder überläßt, die er itzt verschmäht. Wovon, mein Liebster, wovon soll ich mit Ihnen reden? Ich kann nur von einer Sache, wenn ich ein Recht auf Ihre Aufmerksamkeit haben will; und diese ist sehr zärtlich. Wie soll ich Ihre verwundete Seele sanft genug berühren, um Ihnen keinen Schmerz zu verursachen? Ich will es versuchen. Ich will den Anlaß aus Ihrem eigenen Briefe nehmen. Sie erinnern Cramer, Ihnen seine Gedanken über die Absichten Gottes bey einer so außerordentlichen Prüfung mitzutheilen, und ob es mir gleich nicht in den Sinn kommen kann zu glauben, ich könnte etwas sagen, das Sie nicht selbst schon vollkommner wüßten und empfänden: so deucht mich doch, Betrachtungen von dieser Art, müssen Ihrem Herzen itzt so natürlich und angenehm seyn, daß ich nichts bequemers zu wählen weiß. Hier haben Sie einige meiner Gedanken. Sie war reif zu ihrer Geburt ins Leben der Engel. Schon längst suchte sie ihre ganze Glückseligkeit in Liebe und Erkenntniß, den einzigen Quellen, woraus Engel ihre Wonne schöpfen. Die Gnade ihres himmlischen Vaters, der sie so bald der Unsterblichkeit würdig achtete, ohne sie erst durch vieler Jahre Leiden zu prüfen, ist sichtbar groß gegen

sie gewesen. Ohne Zweifel sah Er, daß sie ein folgsames gehorsames Kind wäre; ein Kind, das sich durch lauter Güte und Liebe von ihm leiten ließ. Denn wie glücklich war sie nicht in den letzten Jahren ihres Lebens, und fast bis an die Stunde ihrer Verklärung! Ihr einziger, bester, liebster Freund, ihr Schutzengel auf der Erde, wie ihn ihr von der zärtlichsten Liebe gegen ihn überfließendes Herz noch in ihren letzten Augenblicken nannte, war ihr alles, was sie hier wünschte. Er empfand es, und machte sie glücklich. Und ihr Andenken wird seine größte irdische Glückseligkeit seyn, so lange er noch hinter ihr zurück bleibt. Mitten unter diesen heitern Tagen ging sie in die unendlich größre Herrlichkeit ihres Vaters und ihres Erlösers ein; und ihr Abschied wird von viel Edlen beweint, die sie liebten, und sich itzt mit der Hoffnung aufrichten, sie einst wieder zu sehen. Nur in den Stunden ihrer Auflösung fühlte sie das Loos der Sterblichkeit: aber (der Gott der Barmherzigkeit sey dafür gelobt!) nicht länger, als die Sonne ihren täglichen Lauf wenige male vollendet. — Und diese kurzen Leiden, in welchen sie durch ihre standhafte Geduld die letzte Probe ihres Gehorsams gegen ihren himmlischen Vater so willig und so erhaben ablegte, werden ihren Eintritt in das Land der Wonne nur um so viel entzückender gemacht haben.

Nach den letzten Augenblicken
Des Todesschlummers, folgt Entzücken,
Folgt Wonne der Unsterblichkeit!

So wird die kurze Entfernung von ihrem Freunde seine Wiedervereinigung mit ihr nur um so viel süßer machen. — Er leidet zwar, der Ueberlebende; aber belohnt ihn nicht dafür der tröstende Gedanke, daß er gewissermaßen an ihrer Statt leidet? Würde sie die Kräfte gehabt haben, es zu überstehen, wenn das Loos ihres hinterlassenen Freundes das ihrige gewesen wäre? Und unter dem Schlage eines solchen Schicksals niederzusinken, wäre an ihr, welche alle Vollkommenheiten eines weiblichen Herzens besaß, Tugend gewesen. Er aber ist ein Mann. Lassen Sie mich nunmehr, mein Liebster, einige Betrachtungen von einer andern Art machen. Wenn Sie einen Theil derselben für Phantasieen einer sich selbst allzuviel überlaßnen Einbildungskraft halten müssen: so kann ich Ihnen nichts antworten, als daß ich sie mit dem Wunsche aufschreibe, daß sie Sie einige Minuten lang nicht ganz unangenehm beschäftigen mögen. Sie würden schöner und richtiger seyn, wenn sie, in einer freundschaftsvollen Unterredung mit Ihnen, entsprungen und ausgebildet worden wären. Vielleicht hätte ich auch selbst noch einiges daran verbessern können, wenn ich nicht eben itzt so sparsam mit meinen Stunden umzugehen ge-

nöthigt wäre, daß ich selbst bey einer so angenehmen, und mir so wichtigen Beschäftigung, als diese ist, Reflexion drauf machen muß. Wir beyde, liebster Klopstock, sind darin eins, daß das gegenwärtige Leben ein Gymnasium ist, wo wir durch mannichfaltige Uebungen und Kämpfe zu höhern Bestimmungen, zu höhern Vollkommenheiten vorbereitet werden. Oder ich will es, meinen itzigen Ideen gemäßer, mit den ersten Scenen eines Schauspiels vergleichen, welche das nur veranstalten, was sich nachher entwickeln soll. Aber ich muß Ihnen, das Folgende deutlich zu machen, noch erst mit ein paar Worten wenigstens eine halbe Idee von einigen sonderbaren Hypothesen geben, die ich zwar selbst für das, was sie wirklich sind, halte; die aber doch meinen gegenwärtigen Gedanken den Ursprung und die Gestalt gegeben haben. Ich bin aus verschiedenen Ursachen geneigt zu glauben, daß ein gewisser Unterschied zwischen den Seelen beyder Geschlechter auch im zukünftigen Leben statt haben, daß alsdann ihre Verbindung von einer weit nähern und vollkommnern Art seyn wird, und beyde vielleicht nicht sowohl zwey völlig von einander getrennte und einander ganz entbehrliche Wesen, als vielmehr Ein vollkommneres Ganzes ausmachen werden. Man müßte freylich noch annehmen, daß die wenigsten Verbindungen ungeändert, so wie sie hier getroffen worden sind, fortdauern würden. Denn wie selten

finden sich Seelen, die doch für einander geschaffen waren.

Itzo trennet die Nacht fernerer Himmel sie,
Itzo lange Jahrhunderte.

Aus eben diesen Begriffen würde man diejenigen Verbindungen für die glücklichsten halten müssen, wo beyde Theile, jeder in seiner eigenthümlichen Sphäre, eine gleich große Anlage zur Vollkommenheit besitzen, und welche den Grund zu ihrer ewigen Freundschaft schon in diesem Leben gelegt haben. Was für einen mächtigen Einfluß beydes auf ihre Glückseligkeit haben müsse, überlasse ich Ihnen selbst zu denken. Sie können es am besten. Aus diesem Gesichtspunkte müssen Sie, bester Freund, einer der glückseligsten Männer werden. Denn war sie nicht, wie Cramer vortrefflich gesagt hat, in weiblicher Schönheit Klopstock? Und davon bin ich gewiß, daß Ihre Verbindung eine von den wenigen ist, deren Dauer ewig seyn wird. Darum sollten Sie einander noch auf der Erde finden, und sich so lange besitzen, als nöthig war, den festesten Grund zu einer ewigen, zu der zärtlichsten und innigsten Freundschaft zu legen. Wie schön haben Sie diesen Zweck erfüllt! Allein damit andre Absichten gleichfalls erhalten werden möchten, mußte sie eher, als ihr Freund, in die Welt der Geister versetzt werden. Es sollte

noch eine Seele seyn, welche von Ihnen entsprossen wäre, und auf welche sich Ihrer beyder Liebe zur Vermehrung Ihrer Glückseligkeit vereinigte. Damit auch diese ihre eigenthümlichen Vollkommenheiten haben möchte, wurde sie hier auf der Erde nur aus der ersten Hülle ihrer Existenz entwickelt, und so bald der zarte Keim genug gebildet war, aus dem mütterlichen Schoosse hervorzubrechen, in ein schöneres Clima verpflanzt, und von seiner, mit ihm verklärten Mutter und den Engeln erzogen. Ohne eine Fertigkeit zu irren und zu sündigen, kommt dieser junge Engel, welcher vielleicht ein Ebenbild der vereinigten Eigenschaften derjenigen ist, von denen er entsprang, in den Umgang und Unterricht der Vollkommnen; ist von der sterblichen Hülle frey; und lernt die Gottheit mit höhern Fähigkeiten, und die Welt mit gereinigtern und feinern Organen kennen. Die zärtliche Mutter wird vielleicht einst Ihren Armen mit diesem Lieblinge entgegen kommen; das hoffe ich gewiß nachher von Ihnen zu erfahren, wofern ich nicht vielleicht selbst ein Zuschauer dieser himmlischen Scene seyn werde. Alle diese Phantasieen sind, wie mich deucht, wenigstens der Analogie gemäß. Jede Glückseligkeit, welche Geschöpfen aus einander zufließt, entspringt aus ihrer mannichfaltigen Verschiedenheit in einigen, und einer großen Aehnlichkeit oder Sympathie in andern Stücken. Wenn uns dergleichen Erdichtungen angenehm sind,

ohne uns wahr zu scheinen; so lassen Sie uns einen andern Schwung mit unsern Gedanken nehmen. Sind Glückseligkeiten von bloß menschlicher Schöpfung so schön: wie herrlich werden die nicht seyn, welche der, dessen Gedanken und Wege unendlich höher sind, als die unsrigen, denen bereitet hat, die ihn lieben; Seligkeiten, die nach seiner eignen gnädigen Verheißung noch in kein menschlich Herz gekommen sind. Ich will es nicht wagen, liebster Freund, von den Absichten zu reden, welche eigentlich auf Sie ganz allein gehen, ob sie gleich vielleicht die wichtigsten unter allen sind; hierüber werden Sie weit erhabner denken; das werden Sie weit stärker empfinden, und Gottes Geist selbst wird Sie es lehren. Allein ich will es versuchen, den Neben-Endzwecken einige Minuten nachzuhängen, welche es durch Sie auf andre haben kann. Da ich beynahe überzeugt bin, daß die ganze Geisterwelt durch gewisse Grundgesetze mit einander verknüpft ist, welche eben so allgemein sind, als die Anziehung in der körperlichen; so muß ich der Meynung seyn, daß weit kleinere Begebenheiten, daß beynahe jedes Wort, ja vielleicht jeder Gedanke seine Folgen auf die ganze Geisterwelt, und nicht nur auf einige Zeit, sondern im gewissen Verstande auf die Ewigkeit hat. Freylich kann itzt nur die Rede von dem seyn, was sichtbar ist.

Da ich Ihren Messias weniger als ein Meisterstück des menschlichen Genies, denn als ein Werk zur Verherrlichung der Religion, und zur Ausbreitung der Gottseligkeit und Tugend in mehr als Einem Menschenalter, und unter mehr als Einer Nation ansehe; da ich überzeugt bin, was für eine große That der vollbringt, welcher nur Einen göttlichen Gedanken in einer menschlichen Seele rege und wirksam macht: (ich weiß, was oftmals eine einzige Stelle in einem schönen Buche, oder in einer frommen Unterredung viele Tage und Monate lang auf mich gewirkt hat, und ich werde es allen in der Ewigkeit danken, denen ich nur die kleinste Wohlthat von dieser Art schuldig bin) so halte ich es nicht für eine unerhebliche Nebenabsicht dieses Ihres Schicksals, wenn es Ihnen nur einige neue Ideen zeigt, nur einige große und starke Empfindungen, die Ihnen zuvor fremd waren, in Ihnen rege macht; wenn es Sie nur wenigemale in die glückliche Begeisterung setzt, feurig zu denken und zu fühlen; nur Einmal Ihren Gedanken einen Schwung giebt, der, weil er aus einer Seele kommt, welche in einen außerordentlichen Zustand gesetzt worden ist, auch desto fähiger seyn muß, in die Herzen derjenigen einzudringen, welche sich in einer ähnlichen Verfassung befinden; ja wenn es auch nur noch entferntere Folgen, als diese, auf die Vollkommenheit und den ausgebreiteten Nutzen Ihrer Werke hat. Und

diese muß es haben. Zu diesen Nebenabsichten zähle ich auch alle die Wirkungen, welche die Nachricht von dem Hingange Ihrer nun unsterblichen Geliebten auf alle Freunde dieses Engels machen wird. Und wie viel edle Freunde hatte sie! Die besten müssen zuweilen erinnert werden, daß sie gefallen sind; daß der Tod eine Strafe ist; so wie sie bisweilen einen Anlaß haben müssen, die unendliche Schätzbarkeit der Erlösung Jesu Christi zu empfinden, welche dieser Strafe ihr Bitterstes nimmt, und sie selbst zu einem Segen macht. Der Gedanke des Todes, wie man ihn bey einer solchen Veranlassung denkt, ist erstaunend fruchtbar. Die besten haben ihre saumseligen Stunden; und doch steht der Lauf der Zeiten nicht stille. Dieses Leben, die Zeit der Aussaat, die mit dem Augenblicke des Todes zu Ende geht, wird uns durch solche Erweckungen weit wichtiger, man fühlt weit kräftiger die Ermahnung: Lasset uns Gutes thun, und nicht müde werden! denn zu seiner Zeit werden wir auch erndten ohne Aufhören. Das Leben scheint uns kürzer, und der Tod näher, mit einem Worte, alle nützliche Erkenntniß, welche oft nur Theorie in uns ist, wird zu der Zeit Praxis. Sie, liebster Freund, haben das Verdienst, daß alle solche Absichten, wenn ich so reden darf, gewissermaßen auf Ihre Unkosten erfüllt worden sind. Ich nenne es ein Verdienst; denn ich weiß, daß Sie auch die

herrlichsten Früchte davon haben werden. Ich wiederhole es noch einmal, daß ich es nicht wage, die Hauptabsichten, welche eigenthümlich und einzig und allein auf Sie abzielen, zu berühren. Denn das können Sie Selbst am besten denken, fühlen und sagen. Und doch werden Sie hier auch nur ein kleines Wort davon vernehmen. Erst dort wird Ihnen das volle Licht entgegen stralen. Ich weiß, daß Sie indessen die Fügungen Gottes anbeten.

Du wirst ihm danken mit deinem Liede.

Lassen Sie mich einer einzigen erwähnen, welche viel Süßigkeit für mich hat. Wird Ihnen nicht Ihr Tod einst leichter werden? Was ist noch auf der Erde, das Ihr Herz so sehr besitzt? Kommt Ihnen Clarissa in einem Augenblicke größer vor, als da sie sich über die schrecklichste Nachricht, die sie bekommen konnte, mit dem Gedanken erhebt: Gott, der Allmächtige, wolle mich von keinem als von ihm selbst abhangen lassen! Wir sind zu hohen Endzwecken berufen. Menschliche Freundschaften sind von geringem Werthe, wenn sie nicht dienen, ein Verlangen nach der Unsterblichkeit in uns zu entzünden; und ohne Zweifel sind sie uns auch dazu gegeben. Denn wann sehnet sich die Seele feuriger darnach, als an dem Busen eines Freundes, den man ewig

zu besitzen wünscht. Gewiß, mein Geliebter, keine Stunden meines Lebens sind seliger verflossen, als die, welche ich ehedem mit zwey Freunden, deren einer nun schon Engel ist, mit solchen Empfindungen hingebracht habe. Meine ganze Seele wird heiter und entflammt, wenn ich das Andenken dieser Stunden zurück rufe. Aber ich bin ihrer nun beraubt gewesen, seitdem ich aus Sachsen bin. Die Freundschaft muß bis zu einem gewissen Grade einer völligen Offenherzigkeit und innigen Vertraulichkeit gereift seyn, ehe sie in solche Blüthen ausbricht, ehe sie diese ihre schönsten Früchte durch ihre eigne natürliche Hitze von selbst hervortreibt. In solchen Augenblicken vergißt man sich und seinen Freund; man sieht nur höhere Dinge; man fliegt Hand in Hand und in einer Umarmung dem Himmel zu, und sieht mit unverwandten Augen die Sonne; man ist niemals durch die Freundschaft glücklicher, ob man sie gleich zu der Zeit nicht zu fühlen scheint. Ich machte mir die Hoffnung, bald solche Scenen wieder zu genießen, als sie vor anderthalb Jahren von uns reisten, und ich ohne mein Wissen, den letzten Abschied von dem Engel nahm, der itzt schauet, und genießt, was wir noch hoffen. Gott, der ins Unendliche sieht, hat auch dieses geordnet. Wollen Sie nicht, mein Geliebtester, wollen Sie nicht bald zu uns kommen? Seyn Sie mein Führer auf der Reise, die wir beyde noch vor uns haben. — Gott, der Allmächtige,

segne den Freund meiner Seele, segne ihn ewig, ewig! —

Koppenhagen den 18. December.

Funke.

* * *

Wie es gewiß ist, daß man an nichts mehr Theil nimmt, als was einen selbst betroffen hat; so fühle ich Ihre Schmerzen so sehr als einer von allen Ihren Freunden.

Der nur, der das himmlische Vergnügen genossen hat, einen Ehegatten zu besitzen, den man täglich mehr liebte, hochschätzte, und lieber um sich sahe, kann einen solchen Verlust empfinden. Ich freue mich zu hören, daß Gott Ihnen so mächtig beygestanden, als er mir beygestanden hat. Ich konnte den Gedanken, meinen Mann zu verlieren, nicht ertragen, mich also nicht bequemen, ihn zu denken, geschweige auszusprechen. „Er mache es, wie es ihm gefällt.“ In dem harten Augenblicke aber, da er ihn nahm, war mein erstes: „Behüte mich vor Murren!“ und das that der treue Gott. Meine Gesundheit blieb das erste Jahr wunderbar stark, wenigstens fühlte ich keine Krankheit. Die Betrachtungen über die Liebe Gottes, über seine Weisheit, die Kürze des Lebens, und eine ununterbrochne Beschäftigung halfen mir mein Leiden ertragen, erleichterten

meinen zweyten Verlust, und gaben mir manche frohe, und, Gott Lob! lauter ruhige Stunden. Kocketh. den 19. December.

Fr. von Pleß.

* * *

Je mehr ich Briefe von Ihnen bekomme, je mehr erbauen Sie mich durch die Unterwerfung, mit der Sie Ihr Unglück ertragen. Sie finden sogar Trost darin. Ach, Sie sind glücklich! Ich habe Sie allzeit dafür gehalten, aber ich bin itzt mehr als jemals davon überzeugt. Es ist gewiß die göttliche Gnade, die Ihnen beysteht; aber ist man nicht außerordentlich glücklich, wenn man glauben darf, daß man diesen Beystand hat.

Sie setzen mich desto mehr in Erstaunen, weil Sie der erste sind, den ich sich, bey einem großen Unglücke, so völlig dem Willen Gottes unterwerfen sehe. Ich wiederhole es, Sie sind ein glücklicher Mann; und Ihr Schicksal ist beneidenswerth! Ihre Situation hat mich, seit dem Augenblicke, da ich den Tod Ihrer Frau erfahren habe, zu vielen Betrachtungen veranlaßt. Anfangs hielt ich Sie für den Unglücklichsten unter den Menschen. Ich machte mir traurige und schwarze Vorstellungen von Ihrer Situation. Allein nachdem ich Ihre Briefe gesehn habe, habe ich eingesehn, daß man durch die Reli-

gion das fürchterlichste Schicksal, ohne darunter zu erliegen, ertragen könne. Aber vielleicht sind nur wenige, denen eine solche Glückseligkeit aufbehalten ist. Sie gehören zu diesen wenigen, und ich wünsche Ihnen Glück dazu. Koppenhagen den 19. December.

Gräfin Bernstorff, geb. Buchwald.

* * *

Klopstock an Gieseke.

Ich und die Schmidt sitzen hier gegen einander über und schreiben Ihnen beyde. Sie schreibt meinen Brief an Cramer für Sie ab. Wie danke ich Ihnen für Ihren letzten Brief! wie viel wahrer Trost war für mich darin! auch für Ihr vortreffliches Fragment vom Gebete; es hatte viel Stärkendes für mich. Wie rührte mich die Vorstellung von Gebet, und Erhörung, die ich dabey hatte. Ich war schon bey N*, da dieser Brief ankam. Denn gleich den folgenden Nachmittag nach meiner Meta Tode zog ich zu A*, nachdem ich meinen todten Sohn, aber nicht meine Meta (denn ich fürchtete die Zurückkunft dieses Bildes zu sehr!) gesehen hatte. Ich habe Cramer folgendes zu schreiben vergessen. Wenn mir künftig noch etwas mehr einfallen sollte, so will ichs Ihnen auch schreiben. Zweymal, vielleicht drey-

mal, gewiß zweymal, sahe mich meine Meta, ohne ein Wort zu sprechen, auf eine solche Art an, und auf eine solche Art von mir gen Himmel, daß es mir schlechterdings unmöglich ist, es Ihnen völlig zu beschreiben. Ich verstand sie ganz. Ich kann es Ihnen gar nicht sagen, mit was für einer Wehmuth, und Zuversicht zu Gott, und Gewißheit, daß sie sterben würde, sie von mir gen Himmel sahe. Niemals, niemals (wie oft habe ich in Traurigkeit und Freude mit ihr gen Himmel gesehen!) habe ich sie so gesehen! Der Zustand eines Sterbenden ist ein so besondrer Zustand, daß er weder zu dieser, noch zu jener Welt zu gehören scheint. — Ich würde noch viel nachzuholen haben, wenn ich mich nur einigermaßen bestimmt erinnern könnte, was ich von Zeit zu Zeit, in sehr wenig Worten, weil ich wußte, daß sie meine Kürze verstand, ihr ins Ohr gesagt habe. Wenn mir ihre vergeblichen Wehen nicht so sehr durch die Seele gegangen wären: so würde ich überhaupt mehr mein Herr gewesen seyn, mehr mit Vorsatz haben handeln können; so würde ich auch mehr behalten haben. Was ich ihr von Zeit zu Zeit sagte, waren überhaupt stärkre Empfindungen des Trostes, die die Empfindungen des Schmerzes überwältigen. Eben zeigt mir die Schmidt Ihren Brief erst. Bald möchte ich mit ihr zanken, daß sie mir ihn izt erst zeigt. Ihre Briefe, mein Gieseke, haben eine besondre Wirkung des Trostes auf mich.

Es ist was Erfrischendes darin. Sie müssen mir oft schreiben. — Ich fahre fort. Meine Meta hat der Schmidt einen Zettel gelassen, worauf sie nebst einigen Anordnungen, auch dasjenige geschrieben hat, was auf ihrem Sarge stehen sollte. Es sind zwei Stellen aus dem eilften Gesange des Messias. Die Seele des verstorbnen Schächers redet.

1.

War das der Tod? O sanfte,
Schnelle Trennung, wie soll ich dich nennen? Tod nicht! es heiße
Tod dein Name nicht mehr! Und du, du selbst, der Verwesung
Fürchterlicher Gedanke, wie schnell bist du Freude geworden!
Schlummre denn, mein Gefährte des ersten Lebens, verwese,
Saat von Gott gesät, dem Tage der Garben zu reifen!

2.

Die Seele des Schächers redet fort, indem ihr ätherischer Leib um sie wird.

Wie viel, und welche Leben empfind' ich
Welche werden um mich geschaffen! Wie steig ich! Nicht Eine,

Tausend Stufen werd' ich zum Wesen der Wesen
erhoben!
Wenn du, meine Verklärung, vollendet bist; (Ja
dieß weissagt
Mir mein Gefühl!) Dann werd' ich noch über tau-
send mich schwingen!
Werd' ich, in der Hülle, mir dann viel schönerer
Welten,
Werd' ich, ohne die Hülle der Welten, den Ewigen
schauen!

3.

Ich wollte auch etwas auf diesem Sarge haben, und ich wählte folgendes aus dem dreyzehnten Gesange. Ein Engel redet.

O komm, und freu' dich in meiner Umarmung
Deiner und meiner Wonne!

4.

Die vier Zeilen aus der Strophe in dem Briefe, und zwar so verändert:

Nah war meines Helfers Rechte,
Sah sie gleich mein Auge nicht;
Weiter hin im Thal der Nächte
War mein Retter und sein Licht!

Hamburg den 20. December.

* * *

Ihren Brief empfing ich in Koppenhagen. Sonst hätte ich ihn eher beantwortet. Ihre andern Briefe sind mir bey Cramer vorgelesen worden. Die Uebereinstimmung derselben rührt mich außerordentlich. Ich würde Ihre Gemüthsverfassung noch mehr bewundern, wenn ich die Kraft der Religion weniger kennte. Dem sey Dank, der Leben und unsterbliches Wesen ans Licht gebracht hat, damit wir nicht wie die Heiden trauern dürfen. Es wird Ihnen itzt sehr lieb seyn, daß die Religion der hauptsächlichste Gegenstand Ihres Fleißes gewesen ist. Denn dadurch ist sie in Ihrem Herzen so lebendig und thätig geworden, als sie ohne diesen Umstand in vielen redlichen Christen nicht seyn kann.

Seitdem ich Ihre letzten Briefe gelesen habe, liebe ich Sie mehr, als Sie vielleicht glauben können. Gott wird Ihnen seinen Trost nicht entziehen. Gott wird Sie noch leben und gesund seyn lassen. Wir wollen noch manche erbauliche Stunde zusammen zubringen. Wenigstens ist dieses einer meiner sehnlichsten Wünsche. Die Herren von B*, besonders der Aelteste, haben Ihre Briefe mit Entzücken gelesen. Ich bin außerordentlich glücklich, so auserlesene Freunde, als Sie, C*, B* und S* sind, in einem fremden Lande zu genießen. Sor. den 13. Januar.

Basedow.

* * *

Ich danke recht sehr für Ihren Brief, und für die Mittheilung Ihres Briefes an Cramer. Sie haben mich beyde sehr erfreuet, erbaut, und in meiner Hoffnung, daß Gott Ihnen beystehen würde, nicht nur gestärkt, sondern aufs neue belehrt, daß Gott mehr thun kann, und in der That thut, als wir selbst bey allem Vertrauen zu ihm erwarten. Sie haben Recht, wenn Sie Ihre Freunde auffodern, Gott mit Ihnen dafür zu preisen. Ich weiß, er wird Sie ferner stärken. Halten Sie mir Ihr Versprechen, und theilen mir es mit, wenn Ihnen noch etwas von den letzten Stunden und Tagen Ihrer Seligen einfällt. Nachrichten von dieser Art sind für jeden Christen wichtig, und wie sehr sind sie es nicht, wenn es zugleich Nachrichten von unsern Freunden sind. Ich sehe, daß Gott auch die Seinen durch alles zu trösten weiß, und muß es dem zuschreiben, wenn meine Briefe Ihnen einige Erquickung gegeben haben. Ich weiß nicht, was ich geschrieben habe.

Wie will ich mich auf den Frühling freuen, wenn er Sie zu uns bringt! dann will ich mit Ihnen weinen, und Gott loben. Wie viel habe ich Sie noch zu fragen. Und wenn ich Ihnen nichts anders zu sagen hätte, so wäre das schon genug, was ich Ihnen von der seligen Prinzessin zu sagen habe. Da haben wir auch erfahren, daß Christen Trost haben. Ihre Selige ist nun auch bey ihr. Ich bin versichert, daß

sie sich dort kennen. Wäre ihre Meta ihr in die Ewigkeit vorangegangen, so hätte sie sich gefreut, sie dort zu sehen, wie sie sich in ihren letzten Stunden freute, zu andern meiner seligen Freunde zu kommen, von denen wir oft geredet hatten. Quedlinburg den 28. Januar.

Gieseke.

* * *

Ich bin mit der Einrichtung Ihrer Quedlinburger Reise zufrieden, nur, daß ich Ihre Entfernung von Hamburg deßwegen nicht gern sehe, weil ich Ihre Briefe alsdann später bekomme. Unterdeß ist die Ursache Ihrer Reise so gut, daß ich nicht das geringste dawider zu sagen haben kann. Nach der traurigen Erfahrung, die Sie gehabt haben, erstaune ich gar nicht, wenn Sie Sich oft vorstellen, daß Sie diejenigen welche Sie lieben, vielleicht das letztemal sehen! Es ist ein trauriger Gedanke! Ich habe ihn auch oft; ob ich gleich keiner solchen Prüfung, wie Sie, unterworfen worden bin. Koppenhagen den 30. Januar.

Gräfin Bernstorff, geb. Buchwald.

* * *

Ich kann meine Feder nicht weglegen, ohne Ihnen zu sagen, wie viel mein Herz bey Ihrem sehr großen Verlust empfindet. Ich bin nur gar zu geschickt dazu,

* * *

Sie haben mir einen Bogen Briefe von Verstorbnen an Lebende geschickt, ohne mir zu sagen, wer sie gemacht hat; aber ich glaube, daß ichs errathe. Sie sind es nicht; Ihre Frau hat sie gemacht. Ich bitte Sie, damit fortzufahren. Ich finde, daß sie sehr interessant geschrieben sind. Ich liebe diese Art von Briefen sehr, vor allen, wenn sie so gut als diese geschrieben sind.

Koppenhagen den 13. März.

Gräfin Bernstorff, geb. Buchwald.

* * *

Wie bin ich Ihnen verbunden, daß Sie heute meinem Verlangen genug gethan, und mir die Fortsetzung von den Briefen der Verstorbnen geschickt haben. Ich kann Ihnen nur schwach sagen, wie viel ich bey der Lesung derselben empfinde. Sie rühren mich aufs äusserste. Zu wie vielen Betrachtungen haben sie mich nicht veranlaßt! Ich hoffe, daß ihrer viel seyn werden: aber auch in diesem Falle werden ihrer immer zu wenig für mich seyn.

Koppenhagen den 20. März.

Gräfin Bernstorff, geb. Buchwald.

Bis hieher gehn die Briefe meiner Freunde. Sie ist noch nicht an der Stelle begraben, wo ich einmal

bey ihr zu ruhen wünsche. Ich will unser Grab in Ottensen, oder auf einem andern Dorfkirchhofe weiter an der Elbe hinauf, machen lassen. Ich werde eine schöne Gegend um derer willen aussuchen, die sich im Frühlinge der Auferstehung freuen mögen. Aus eben dieser Absicht, und nicht aus Eitelkeit, ein sehr simples Grabmal auszuschmücken, habe ich ihre beyden Schwestern, und ihre liebste Freundin gebeten, die ersten, zwey Bäume bey das Grab zu setzen, und die letzte, Feldblümchen darauf zu unterhalten. Auf den in die Höhe gerichteten Grabstein sollen zwey unordentlich über einander liegende Weizengarben gemacht werden.

Unter diesen steht:

Saat von Gott gesät,
dem Tage der Garben zu reifen!

In der Mitte des Grabsteins:

Margareta Klopstock
erwartet da, wo der Tod nicht ist,
ihren Freund, ihren Geliebten, ihren Mann,
den sie so sehr liebt!
und von dem sie so sehr geliebt wird!
Aber hier aus diesem Grabe
wollen wir mit einander auferstehn,
du, mein Klopstock, und ich,
und unser Sohn,
den ich dir nicht gebähren konnte.

Noch auf eben der Erhöhung des Steins:

Betet den an,
der auch gestorben, begraben,
und auferstanden ist!

Darunter:

Sie ward gebohren den 16. März 1728.
Verheirathet den 10. Juni 1754,
und starb den 28. November 1758.
Ihr Sohn schlummert in ihrem Arme.

Hamburg den 10. April 1759.

Briefe
von
Verstorbnen an Lebendige.

hörte deine Stimme. Du betetest für mich zu meinem Erlöser. Ich betete dir nach, denn ich hatte ja schon oft mit dir gebetet. Nun drückte es mich mit einmal aufs Herz, und nun konnte ich wieder sehen. Aber wie war mir doch so ganz anders, als vorher. Ich lief auf dich zu, und umarmte deine Knie, aber du merktest es nicht. Ich sagte: Beste Mutter! aber du hörtest es nicht. Mir war so leicht. Ich schwebte, wenn ich gehen wollte. Endlich sahe ich gar meinen eignen kleinen Körper. Du legtest ihn aufs Bette, knietest, hobst Hände und Augen gen Himmel, mit einer Miene, wie meine itzigen Freunde, die Engel. Nun weintest du nicht mehr. Du warst ganz heiter und gelassen. „Du hast ihn gegeben, du hast ihn genommen, dein Name sey gepriesen!“ hörte ich dich sagen. Ich hörte auch, was du zu meinem Vater sagtest, denn noch folgte ich dir: „Sunim ist todt. Sunim ist bey Gott!“ sagtest du. Und mein Vater fing an laut zu weinen, und sagte: Der einzige Erbe seines Namens und seines Vermögens wäre todt; nun wäre alles für ihn verloren. Wie sanft brachtest du ihn zurück. Wie schön sprachst du von Gott und von der Ewigkeit. Ich hörte nun, daß ich todt war, aber ich wußte noch nicht, was das sagen wollte, wenn nicht eine himmlische Gestalt gekommen wäre, und mich sanft weggeführt hätte. Denn ich dachte an nichts, als nur immer bey dir zu bleiben. Diese himmlische

Gestalt war mein Salem, den ich liebe, wie dich, und der mich in die Welt führte, die ich itzt bewohne. Es ist ein Gestirn, worauf alle Seelen der Kinder kommen, wenn sie gestorben sind, und wo der himmlische Salem uns zu jener grossen Seligkeit zubereitet. O wenn du diese Welt nur sehen könntest, wie glückselig sie unsern itzigen Zustand machen hilft! Es sind hier zwar noch feine Sinnlichkeiten; aber auch diese bereiten uns zu etwas höherm. Allein Salem thut es noch vielmehr. O wie entzückt bin ich, wenn er mit uns vom grossen Allmächtigen spricht, vom Himmel der Seligen, von den vielen Engeln und vom Anschaun Gottes, wozu wir gelangen sollen, wann unsre Wissenschaft reif genug ist. Ich weiss nicht, ob es an dem grossen Tage geschehen soll, da die Erde wird gerichtet werden oder vorher. Diess hat Salem mir nicht offenbart. Und ich bin ja auch schon glücklich genug, dass ich gewiss einmal dahin komme; und ich bin ja auch schon hier so selig! Aber, meine liebe Mutter, denn ach ich muss endlich hierzu kommen, wie dauerst du mich, meine beste Mutter! Doch Salem sagt: Es ist besser, dass du es vorher wissest, du kannst dich alsdann dazu bereiten. Ach, meine Mutter, der Sohn, den Gott dir an meiner Stelle gegeben, der mir so ähnlich ist, der auch Sunim heisst, der soll — auch sterben! — O meine Mutter, ich weine itzt; ich habe hier noch nie geweint; wirst du auch ster-

mals an die Ewigkeit denkt? Ein Mann, der die letzte Hälfte des Tages mit euren kleinen Zeitvertreiben verschwendet, und dem die erste Hälfte eine so schwere Last ist? Der Thor! Auch sein durch Ausschweifung verzehrter Leib erinnert ihn nicht einmal, daß seine Zeit sehr kurz seyn wird! Und dem Manne will meine Melissa zu Theil werden? Glaubst du ihn zu bessern? O Melissa, das ist das thörichte Vertrauen, das so viele von euch auf ihre Kräfte setzen! Ein Mann, den vor allem so leicht ekelt, wie bald wird der einer Frau überdrüssig werden. Ein Mann, der keinen Ernst kennt, wie wird der ihn von einer Frau ertragen? Und wird er auch Zeit haben, dich zu hören? Ein Mann, der die Einsamkeit flieht, dem sogar ein Gespräch mit einem ernsthaften Freunde unerträglich ist, der in Gesellschaft seyn muß, wird der mit seiner Frau über Sachen, die die Seele angehen, sprechen wollen? Melissa, du betrügst dich. Dein sanftes Herz wird dir nichts helfen. Er versteht nichts vom Herzen!

Und wenn einer Frau ihr sanfter Character nicht hilft, was kann ihr dann helfen? Die Religion? Glaubst du, Melissa, daß ein Mann von solchen Sitten Religion haben könne? Nein, er hat keine. Er wird dir auch suchen die deinige zu nehmen: und wenn du sie erhältst, so wird er dich einst sogar vor deinen Kindern damit lächerlich machen. Du zitterst, meine Tochter? Ja, du hast Recht dazu.

denke, welchem Elende Ein leichtsinniger Schritt dich aussetzt. Du opferst deine zeitliche Glückseligkeit auf, und setzest die ewige in Gefahr. Welch eine Glückseligkeit kannst du mit einem Manne haben, der nicht denkt? der glaubt, er mache dich glücklich, wenn er dich in Gesellschaft schleppt? mit dem du nicht von Gott, von der Ewigkeit, von der Ruhe, der Stille, der Zufriedenheit, der Freundschaft, und ihrem höhern Grade, der ehelichen Zärtlichkeit, der Ausbildung eurer unschuldigen Kinder, und tausend solchen Entzückungen sprechen kannst? Wie unglücklich bist du mit einem Manne, den du nicht lieben kannst! Denn einen solchen Mann kann keine Melissa lieben.

Und wie schwer wird dirs werden zu gehorchen, wenn du nicht liebst! Wirst du nicht oft wünschen, von deiner Pflicht los zu seyn? und wie leicht kann dir dieß eine Gelegenheit werden, dich wirklich davon los zu machen! Wie wirst du deine Kinder erziehen können? Wenn auch die Natur stark genug bey dir ist, die Kinder, ob sie gleich von einem solchen Manne sind, zu lieben, wenn du sie gleich gut erziehen willst: wirst du es können? O wie sehr wird er verderben, was du gut machst! Und wie wirds deiner Seele bey einem solchen Manne ergehn? Hast du nicht bedacht, in welcher Gefahr sie ist? Ein Mann, der keine Religion hat, (ein Mann von solchen Sitten hat sie nie) wird der sie sein-

mein Freund, ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß du solltest verlohren gehn! O wenn du noch glaubtest! Wie würde ich mich mit der Freude, die im Himmel ist, freuen! Ich habe geglaubt, und mir ist Heil widerfahren, und welch Heil! Die schon Jahrhunderte selig sind, erstaunen noch darüber. Wie kann ichs dir beschreiben! Gleich nach meinem Tode bin ich zu dieser Wonne gekommen, (Gott handelt hierin nicht gleich mit uns) da habe ich meinen Gott geschaut, meinen Jesum mit seinen schimmernden Wunden! O wenn du einen Begriff davon hättest, was es heißt: Gott schauen! Aber stell es dir so menschlich, so unvollkommen vor, als du willst, du wirst doch schon eine große Seligkeit darin fühlen. Und, o denke dir die Empfindungen, fühle sie! Ich schaue itzt, was ich geglaubt habe. Ich verstehe schon so viel davon, und was werde ich nicht noch verstehen lernen! Wäre es uns erlaubt, die Weisheit der Himmlischen zu enthüllen, wie würdest du dich schämen, daß du nicht glauben willst. Wie würden dir die Tugenden, worauf du itzt bauest, so klein, und nur allein der Glaube groß vorkommen! Wie würdest du dich sehnen, dahin zu kommen, wo man das gebohrne Kind noch weit tiefer anbetet, als ihrs auf der Erde thut, so wie ihrs anbeten solltet. O falle nieder, falle diesen Augenblick nieder, säume nicht, der zweyte Augenblick möchte nicht mehr dein seyn, er möchte dich schon

in den ewigen Abgrund geschleudert haben, wo kein Erretter ist! säume nicht, falle nieder, bete ihn an, der Gericht hält, der gebohren ist, deinen Gott und deinen Erlöser! Er wird sich deiner erbarmen, er wird dich erhören, denn er liebt die Menschen. Ach, du wirst glauben, Ithuriel sagt mirs, daß du noch diesem Briefe glauben wirst. In welchem Entzücken, in welcher Seligkeit verliere ich mich! Mein Freund wird mit mir selig seyn. Ich sehe dich, ich sehe, wie du betest, wie du glaubest, wie dein Gesicht vom Entzücken glüht, wie du vor heiliger Andacht schauerst! Heil dir! Du Seliger, dein Erlöser ist itzt dein! Diese Minute Glauben rechnet er dir für alle die Jahre voll Unglauben. Heil dir! stirb sanft! komm zu uns. Und, o ihr Seligen! o ihr Engel! freuet euch über diesen Sünder, der Buße thut, über diesen Abtrünnigen, der wiederkehrt.

Fünften Brief.

Meine Schwester!

Ich habe dich so sehr geliebt, wie ich noch mit dir auf einer Erde lebte, und ich liebe dich itzt noch so sehr. — Kann ich dir es besser zeigen, als dadurch, daß ich dieses außerordentliche Mittel ge-

brauche, dir nützlich zu seyn? Ich würde dir dieß alles auf der Erde gesagt haben, denn hierzu braucht man die Weisheit des Himmels nicht, wenn ich länger gelebt hätte. Aber damals, wie ich lebte, warst du noch so jung, daß ich weiter nichts thun konnte, als anfangen, dein Herz zu bilden. Wie freue ich mich, daß aus diesem frühen Samen schon so viel Gutes entstanden ist! Du gehst einen viel bessern Weg, als so viele deiner Mitschwestern. Du klebst nicht an dem Aeußerlichen, an dem Leichten, dem Flatterhaften, dem Eitlen, dem Nichts der Erde. Aber, Melinde, du klebst gleichwohl an der Erde. Wie freue ich mich zu sehn, daß du die Stille dem Geräusche vorziehst, die Gesellschaft deines Mannes und deiner Kinder den Versammlungen, die man sonst auch Gesellschaft nennt. Wie freue ich mich, daß du die Ausübung der Pflichten gegen deinen Mann, deine Kinder, und die kleine Einrichtung, die der niedrigen Sphäre deines Geschlechts anvertraut ist, den leeren Vergnügungen vorziehst. Aber dennoch, Melinde, klebst du an der Erde, nur an der Erde! Es ist gut, es ist recht, die Pflichten auszuüben, die du ausübst, aber es ist nicht genug, sie nur allein auszuüben. Wir sind nicht nur für die kleinen Pflichten der Endlichkeit, nein, wir sind für die höhern Pflichten der Ewigkeit geschaffen! Trachte erst darnach, daß du deinen Schöpfer und deinen Erlöser erkennst. Du glaubst an ihn, aber

wie glaubst du? wie hast du deinen Glauben untersucht? und wie bist du überzeugt? Suchst du auch mit deinen Gedanken so sehr bey Gott gegenwärtig zu seyn, als er bey dir gegenwärtig ist? Liebst du auch von ganzem Herzen, mit allen deinen Empfindungen den, der dich so geliebt hat? Bist du auch aufmerksam, eifrig, strenge genug, daß dein Herz vor dem rein sey, der bis ins Innerste, jede That bis in ihre Absicht, sieht? Und auf daß ich alle Pflichten des Nächsten in eine fasse: Thust du ihm auch alles, was du willst, daß er dir thun soll? O Melinde, sieh, was dir fehlt. Das Kleine thust du, und versäumst das Große, das Wichtige! Brauche deine Ruhe, du mußt auch Rechenschaft geben von der Zeit, von der Ruhe, die Gott dir verliehen hat, brauche sie dazu, an deinen Gott zu denken. Denke an seine Liebe, und denke allezeit daran. Lerne seine Liebe empfinden. Dieß ist die erste Pflicht, und wie leicht ist sie. Aus dieser fließen alle andre. O es kann dir nicht schwer werden, Gott zu lieben, der dich zu einer so glückseligen Welt, und einer noch weit glücklichern Ewigkeit erschaffen, erlöset, und geheiligt hat! der eine solche Wonne für dich aufbehalten hat! — O Melinde, wenn nicht selbst Engel verstummten, wenn sie davon reden wollen, was würde deine Schwester dir nicht für Entzückungen zurufen! Aber es ist in keines Menschen Herz gekommen, und kann in keines

Menschen Herz kommen, was Gott uns bereitet hat, was ich schon empfinde, und du empfinden wirst. O meine Schwester, du, die du nichts Böses, sondern nur nicht genug Gutes thust, (das straft der Heilige auch) laß dich zur seligen Ewigkeit erwecken.

Sechster Brief.

Beste Norton!

O du, nur eigentlich für diese Welt, die ich itzt bewohne, Geschaffne! du des Himmels so Würdige, so sehr, wie eine, die noch im Leben der Prüfung ist, es seyn kann, wie soll ich dir beschreiben, wie glücklich ich itzt bin, ich, die ihr so unglücklich auf der Welt nanntet! Wie geschwinde ist das kleine zeitliche, endliche Unglück, gegen dieses himmlische, ewige Glück verschwunden. Gott gab mir Gnade, die Prüfung ihm wohlgefällig auszuhalten, (o wie viel hat er dennoch dabey vergeben!) und itzt, wie belohnt er itzt die Vollbringung deß, was ich zu thun schuldig war. Könnte ich dir zeigen, was die eigentliche Freude des Himmels ist, wie sehr würdest du erstaunen. Aber das ist zu hoch für Staub! obgleich der Staub einst zu dieser Höhe erhoben wird. Einen so vollen Schein würden deine schwachen

Augen nicht ertragen können. Es ist uns auch geboten davon zu schweigen. Aber das will ich dir sagen, die Freude will ich dir machen: Du wirst bald zu uns kommen. Du wirst bald selbst das empfinden, was sich keinem, der noch jenseits des Grabes ist, beschreiben läßt. — O du freundschaftliche Seele, wie wirst du dich auch nur auf der ersten Stufe der himmlischen Freuden freuen, welche noch so nah an den Freuden, den reinen Freuden der Erde ist. Du, die Freunde so sehr gesucht, und so wenig gefunden hat, wie froh wird dein Herz bey dem Anblick so vieler Freunde zittern! Ein ganzer Himmel voll Freunde erwartet dich, Norton. Denn hier lieben wir uns alle; alle in gleicher Reinigkeit, aber dennoch einige mehr für einander gemacht, einige sich näher in dem großen Zirkel. Deine Clarissa, die nur Eine Norton und Eine Howe in jener Welt fand, und wie muß meine Howe noch an sich arbeiten, ehe sie eine Freundin dieser Welt seyn kann! die arme Clarissa, wie reich ist die hier. Wie viele Norton und wie viele Howen habe ich hier, auch Mütter, die im sterblichen Leben nicht so schwach als die meinige waren, Mütter, die es wagten, was Recht und Tugend war, auch gegen das Geschlecht der Stärke und des Unterdrückens zu behaupten; aber über dieses alles die erhabne Freundschaft des himmlischen Selith. Er war auf der Erde mein Vater, weil ich keinen hatte, mein Freund,

denn ich hatte auch keinen Freund! O ihr Menschen wißt so wenig von den Engeln, aber liebt sie dennoch. Ihr wißt nicht, wie sehr sie euch lieben! mit welcher Sorgfalt sie über euch wachen, wenn sie noch auf der Erde eure Schutzengel sind; weit mehr, als eine Mutter über ihr neugebohrnes Kind wacht. Und wenn sie unsre Seelen so haben bewahren können, daß sie uns endlich in die ewige Herrlichkeit einführen, wie lieben sie uns dann! Dann, wenn sie es wissen, daß wir ihrer Liebe nun nicht mehr unwürdig werden, wenn wir nun bewährt sind. Eine solche Freundschaft ist itzt die Freundschaft Seliths. Wenn Gott sie gleich wieder zum Schutze andrer Menschen auf der Erde bestimmt, die sie wieder eben so lieben wie uns; so verliert doch ihre Freundschaft gegen uns nichts dabey. Denn die Seele der Engel ist nicht so klein, wie so viele Menschen ihre Seele machen. Ein Freund verdrängt den andern nicht. Sie kann Myriaden Freunde fassen, und sie faßt sie auch: Meine Norton, wessen Engel denkst du, daß Selith itzt ist? Er ist deiner. Er ists, der dir Ruhe in deine Seele geußt, wenn du mit solchem Verlangen nach uns herüber dürstest. Er ists auch, der zu mir kommt, und mir sagt, wie du im Guten beharrest, wie du nicht stille stehest, sondern forteilst, und dann jauchzen wir über dich, und alle meine himmlischen Freunde stimmen mit ein. Wir eten an, viel, viel anders noch beten wir, als ihr,

wenn ihr auch aus dem vollsten Herzen, und mit den feurigsten Vorstellungen von dem Allgegenwärtigen betet; wir beten den an, der den Menschen schon so viel Wonne auf der Erde, schon einen solchen Vorschmack des Himmels giebt, auch in der Freundschaft so viel Vorschmack! Traure nicht, traure nicht, du einsame Norton. Es sind noch viele freundschaftliche dir ähnliche Seelen auf der Erde, wenn sie gleich nicht in deinem Winkel sind. Wie viel hat Selith mir genannt. Die wirst du alle kennen. Einige wirst du finden, und andre werden nach dir kommen. O freue dich, bereite dich, du itzt schon so reine Seele, zu dem, was noch weit über diese Freundschaft geht, zur Liebe zum Unendlichen, zu der Liebe, womit wir ihn hier lieben! zu der, die sich nicht mit Menschen- und nicht mit Engelzungen aussprechen läßt. O bete ihn an, bete ihn tief an. Er ist würdig zu nehmen Preis, und Ehre, und Dank.

Clarissa Harlowe.

Siebenter Brief.

Wenig vermuthest du es, o Lorenzo! noch nach einem Jahre Nachricht von deinem Freunde, (ach! sage von deinem Gesellen in der Wollust! ein Ver-

bündniß, wie unsers, verdient den Namen Freundschaft nicht!) wenig vermuthest du es, itzt noch Nachricht von mir zu bekommen. Du hast recht. Wer giebt Nachricht aus diesem Orte der Qual! Wir hassen das ganze menschliche Geschlecht, das haben wir gemein mit den entsetzlichen Geistern, unsern Verführern, und wir hassen auch ihn — ihn — den ich gezwungen bin zu bekennen, den ich auf der Erde zu verleugnen strebte, den ich noch itzt verleugnen wollte — aber es nicht kann! Er ist Gott! Er ist Gott! Aber ein schrecklicher Gott! O ihr! ihr noch Sterbliche! ihr, die ihr euch noch seiner Liebe trösten könnt, ihr habt keine Empfindung von dem, was es heißt: Gott nur allein in seiner Allmacht! Gott ohne Liebe! — Gedanke! — Qual! — Qual! — laß ab von mir! Er war für mich gestorben, aber er ist es itzt nicht mehr! — O Lorenzo! — Es ist ein Gemisch von Grausamkeit und von Mitleid. Ein Gedanke denkt: Ich will ihn durch mein Beyspiel der Qual entreißen; und der andre: Ich will mich an seiner Marter freuen. Ich will Lorenzo mit verdammen helfen! — Wo warst du denn den Tag des Schreckens? wo warst du? daß du nicht mit in den Trümmern Lissabons begraben wurdest? Denn, wärst du gestorben, so wärst du auch hier. So höre denn meine Geschichte. Denn du weißt sie nicht; ihr habt nicht einmal meinen Körper gefunden, er ist verbrannt. Höre! Von den

Ausschweifungen der Nacht lag ich noch im tiefen Schlafe. Die Morgenröthe hatte meine Laster mit angesehn. Mit Schrecken erwachte ich von der Erschüttrung. In dem Augenblicke stürzte das Haus ein. Er, er ists! dachte ich, er tödtet dich! Denn wer kann ihn ganz verleugnen, den Furchtbaren! Wir fühlens, wenn wir sündigen, daß wirs nicht können; aber wir betäuben uns. Ich hätte bald gebetet, aber ich konnte nicht, ich wußte nicht zu beten. Und die Sorge, mein Leben zu retten, riß ohnedieß den Gedanken von Gott weg. Endlich arbeitete ich mich aus den Trümmern meiner Wohnung los. Ich eilte ohne Gefahr fort, dieß machte mich sicher. Die Schändliche, (doch vielleicht ist sie itzt eine Heilige) die ich so leicht verführt hatte, ihr Geschlecht mit eben den Lastern zu beflecken, womit wir unsres beflecken, begegnete mir. Ha! Verführer! Ruchloser! sagte sie, thu Buße! thu Buße! sonst sind wir den Augenblick verloren. Es war mir lächerlich, sie von Buße reden zu hören. Ich sagte es ihr, und ob sie sich durch einen so ungefähren Zufall wollte erschrekken lassen? O Lorenzo! die Worte erstarrten mir! Ein Haus stürzte ein, und erschlug mich und sie. Sie war bald todt. Ich sah sie nur ihre Augen gen Himmel heben, und ich habe sie hier nicht gefunden. Ich war sehr zerschmettert. Ich konnte nicht sterben. Ich sah die Sonne noch untergehn. Ich wälzte mich im Blut und Staube, und sah neben mir den Greis,

der immer unser Gespött war. Wie ruhig starb er! Ich hätte ein ganzes Leben gegeben, wenn ich hätte sterben können wie er. Erlöser! Heiland! hörte ich ihn mit sanfter Stimme sagen. Wie konnte ich itzt einen Erlöser glauben! ich hatte ihn nie geglaubt. Ich starb, das ist: ich vertauschte die Qual, die schreckliche Qual, mit einer noch schrecklichern. Ich stürzte in den Abgrund des Verderbens hinab. Und nun, Lorenzo, wirst du zu mir kommen? wirst du dich bekehren? Wird ein Lorenzo sich bekehren können? Du kannst es, du kannst es, da sie es gekonnt hat! Aber verflucht seyst du! verflucht sey sie! wenn ich sie noch verfluchen kann; verflucht seyd ihr alle, die ihr an meiner Verdammung so viel Theil habt! Ihr müßt alle zu mir kommen! alle leiden, was ich leide! Ich ertrage es nicht, daß ihr glücklicher seyn sollt als ich! — O der! der! der! der Gericht hält! — Es ist ein Gott, o Lorenzo! Es ist ein Gewissen! Es ist eine ewige Qual! — O ihr Peiniger! — O ich Unglückseliger; — Ich ewig Verlorner!

Achter Brief.

Ich bin gestorben, Aristus! Ich bin in dem unglücklichen Zweykampfe, ich bin durch deine Hand gestorben! Und ich wäre verdammt, wenn des Ewigen Erbarmung nicht ohne Maaß wäre! euch unbegreifliche Erbarmung, wenn ihr selbst wüßtet, wer ihr seyd! Ach du, Aristus! du kennst nicht dich! nicht deinen Gott! du hast kaum an seine Allmacht, viel weniger an seine Erbarmung gedacht. Du bist in dem Dunkeln, und in dem Leichtsinn, worin du erzogen bist, geblieben! Dein Vater glaubte, du brauchtest nur Muth; Tugend und Religion fodre dein Stand nicht. Und du fodertest sie auch nicht von deiner unsterblichen Seele. O wie bejammernswerth ist es, daß der Stand, der uns mit dem Tode noch bekannter macht, als Krankheit und Alter, daß der am wenigsten von Gott weiß! Du bist kein Freygeist! und du bist kein Christ! O elender Freund! denn du warst mein Freund, nach dem schwachen Gefühle, das wir von Freundschaft hatten. Erstaune über dich selbst, Aristus — und zittre! Es ist ein Gott. Du bist unsterblich. Du warst von Gott verworfen. Denn du hattest gesündigt. Gott ward selbst Mensch, um dich zu erlösen; und du kannst itzt ewig glückselig seyn! Dieses weißt du; du kannst dichs wenigstens von deiner Kindheit her

erinnern, da dichs gelehrt ward. Und nie hast du hieran gedacht. Wärst du an meiner Stelle gestorben, und Gott hätte sich nicht deiner erbarmt, o wie würdest du es unter den undenkbaren Qualen gefühlt haben, daß nur dein Leichtsinn Schuld sey, daß du, anstatt dieser entsetzlichen Qualen, nicht in einer ewigen Glückseligkeit seyst, in einer Glückseligkeit, die ich dir zu beschreiben vergebens streben würde. Itzt, itzt ist es noch Zeit, Aristus. Vielleicht schickt die morgende Schlacht dich mit zehntausend Leichtsinnigen zur Hölle! O bekehre dich! du weißt noch genug, dich zu bekehren. Und du brauchst auch nicht viel zu wissen. Fühle nur, daß du ein Sünder bist, und daß Er — Jesus von Nazareth, ein Name, den viele deiner Brüder vergebens zu verkleinern suchen, Er, der Gott, den ich itzt anbete, dein Versöhner, dein Erlöser ist! Wie ruhig kannst du in die Schlacht gehn, wenn du dieses recht empfindest! wie ruhmvoll (selbst bey den Engeln ist es Ruhm) wie ruhmvoll sterben, wenn du, dein Vaterland zu schützen, deine Mitbürger zu retten, stirbst! Wie viel kleiner! wie niedrig war der Tod, den ich starb! Ich würde mich itzt noch vor der Schande des Zweykampfs schämen, wenn Gott mir meine Sünde nicht vergeben hätte. O Aristus! um Ein Wort starb ich in der Blüthe, und du, mein Freund, warst mein grausamer Mörder! So leichtsinnig, wie wir gelebt hatten, gingen wir auch zum Tode. Die Gesetze

unsres Standes befahlen es so! Nie gegebne Gesetze, nicht einmal von Menschen! eingebildete Gesetze, euch gehorchten wir. Und die ewig in unsre Herzen gegrabnen, die so deutlich offenbarten, bestätigten Gesetze Gottes, des Ewigen, des Schöpfers, des Herrn der Menschen, die verachteten wir! gegen die lehnten wir uns auf, und, o erstaunungswürdiger Unsinn! ohne sie zu kennen, ohne sie nur kennen zu wollen! Das Werk der Phantasie, die Ehre! ist allein, was die meisten unsers Standes empfinden, die machen sie zum Abgott! Die wahre Ehre, Gott gehorchen, unsterblich seyn, die verkennen sie, ach, um die bekümmern sie sich nicht einmal.

Wir gingen hin, und thaten unser Werk. Wir hatten ein leichtsinniges Wort gesagt, (o wenn Gott so strafen wollte, wie wir, wie lange wären wir dann schon verdammt!) wir hatten ein leichtsinniges Wort gesagt, und dieses mußte gerochen seyn, und mit Blut gerochen, und durch den Tod! da wir doch nichts höhers als dieses Leben kannten! Wir liebten uns, und wir mußten uns würgen! Wir hatten dunkle Ahndungen von dem, was uns der Tod seyn würde; aber d i e s e m Leben mußte gehorcht werden. Und nun standen wir schon im Blute! Jeder suchte des andern Tod; er m u ß t e es thun, um nicht selbst zu sterben! Unseliger Gedanke für Seelen, die nur an diesem Leben hangen, und noch unseliger würde er seyn, wenn sie jenen schrecklichen

unsterbliche, eine erlöste Seele dabey? Bereite dich zum Tode, ohne ihn zu suchen, und erwarte dann, was er thun wird. Er kann dir deine Seligkeit nicht nehmen. Fürchtest du, irdische Vortheile zu verlieren? Verliere sie, und gewinn ewige! Opfre deinen Stand auf, wenn deine Brüder toll genug sind, dich dazu zu zwingen. Erniedrige dich vor den Augen der Welt, und erhöhe dich vor Gott! Ach Aristus, wie klein sind alle Vortheile der Welt, wenn wir über der Welt stehn! Und einmal, einmal kommen wir alle dahin, daß wir Rechenschaft geben müssen, Rechenschaft von unserm Leichtsinn, Rechenschaft, daß wir einen angenommnen Wahn höher geachtet haben, als das klare Gesetz unsers Gottes, daß wir alle Empfindung unsrer Seele erstickt, und uns tollkühn in den Tod gestürzt haben, den unsre Natur umsonst nicht fürchtet. O Aristus, bekehre dich! Dein geretteter Freund bittet dich! Werde gerettet wie er!

Neunter Brief. *)

Meine einzige Cidli!

Die Stunde war gekommen, die Stunde, welche du so sehr fürchtetest, und zu der du dich dennoch so sehr bereitetest, die Stunde war gekommen, die mich für eure Welt auf ewig von dir nahm. Aber wie ist das Ewige eurer Welt so kurz! — Jtzt ist die erste Heftigkeit deines Schmerzes gestillt, allein durch die Religion gestillt. Ich habe so lange gewartet, an dich zu schreiben, du Beste! Wie zärtlich war es von dir, zu wünschen, daß du die Nachbleibende seyn möchtest! Jtzt bist du es. Hast du aber auch Kräfte dazu? Ach bitte Gott, bitte Gott um Kräfte! Du bist schwach; dennoch tadle ich dich nicht. Es ist noch so kurz, daß ich im irdischen Leibe eingeschlossen war; ich weiß noch sehr wohl, wie schwer es ist, sich zu den hohen Tugenden hinauf

*) Diesen und den folgenden Brief hat sie, den ersten kurz vor ihrem Geburtstage, den zweyten den Tag darauf, in meinem und in ihrem Namen geschrieben. Denen, die kalt bey denselben bleiben können, muß ich sagen, daß sie einer Frau eine partheyische Beurtheilung ihres Mannes nicht übel nehmen müssen.

unsichtbar dieß bringt, wird über dir wachen, wird dein Herz immer heiliger machen, Orion, unser Engel auf der Erde. Denn, meine Cidli, wir so sehr Vereinigte auf der Erde hatten nur Einen Engel.

Zehnter Brief.

Antwort der Frau.

Ja, ich will schreiben, ich will, ob ich gleich nicht weiß, ob du etwas hiervon erfahren wirst. Wie wenig wissen wir Begränzte von euch! Vielleicht kann der, der mir deines brachte, mein Engel, ach er war unsrer! vielleicht kann er dir dieß bringen, wenigstens dir hiervon sagen. Vielleicht — und o wie sanft ist mir dieser Gedanke, vielleicht schwebst du selbst unsichtbar um mich, und wirst es einmal lesen, vielleicht liesest du es itzt, itzt, so wie ich es schreibe. O wenn du um mich schwebst, mein — Du — wie soll ich dich nennen? wenn du um mich schwebst, du Seliger! so habe Mitleiden mit mir! Du wirst mich noch schwach finden, aber ich will, ich will thun, was du von mir foderst, was du so mit Recht foderst, was Gott fodert! Ach, ich wußte, daß es Gott foderte, und thats doch nicht! Ich [illegible]ußte erst durch dich geweckt werden! Aber ich will,

ich will aufwachen, ich will mich meiner Schwermuth entreißen, ich will für die Welt leben, worin ich bin, ich will thun, was ich thun muß, ich will nicht länger schlafen! O wenn nur meine übrige Zeit, die Zeit, die itzt hart und sauer für mich ist, wenn sie doch kurz wäre! — Vergieb mir, o ewiger Erbarmer! nur noch dießmal den Wunsch der Uebereilung! Nimmer soll ihn meine Seele wieder thun! Nein, nicht was ich will, sondern was du willst — Ach wärst du noch bey mir, du Einziger, wärst du noch in deinem irdischen Leibe bey mir, mich zu halten, wenn ich straucheln will! Dieß sollte aller Männer Geschäft bey den schwachen Gefährtinnen ihres Lebens seyn! Und wie liebreich war es deines! Du weißt es, ich darf dich daran erinnern, wie gern ich dir folgte, wie es mein Stolz war, dir zu gehorchen. Und welche Frau würde dir nicht gehorcht haben, du Bester, du Rechtschaffner, du Christ! — Aber ich habe dich nicht mehr! nicht deine Ermahnung, nicht dein Beyspiel, nicht deine Hülfe! — Ich Einsame! Mein Wunsch ist erhört, der Wunsch meiner Zärtlichkeit, wenn sie am gereinigtesten zu ihrer höchsten Stufe stieg; du bist vor mir gestorben! — Itzt weiß ichs erst, was ich gebeten habe, aber auch itzt noch dank ich dem, der mich erhört hat, dank ich ihm, daß du nicht leiden mußt, was ich leide. Du littest auch, ja, du Geliebtester unter den Geliebten, mitten unter deiner

Todesangst, mitten unter deinem Vorschmack der Seligkeit, sah ich deinen Schmerz um deine, itzt so verlaßne Cidli! O wie kann ich michs erinnern, und doch nie, nie kann ich das Bild aus meiner Seele, kann ich das Bild von meinen Augen entfernen! wie kann ich mich deiner Todesstunde erinnern, wie deiner brechenden Augen, deiner weichenden Stimme, deiner zitternden, im kalten Schweiße fliessenden Hand, mit der du mich noch drücktest, da du nicht mehr sprechen konntest! Nun ward er schwach, der sanfte Druck, ach ich fühl ihn noch! und nun noch schwächer, und nun — nun starrte der Druck! — Ich kann nicht, ich kann nicht, ich unterliege dem Bilde! Ach dein letzter Segen, nun, der soll mich ermuntern, dein letzter Segen: Komm mir eilend nach! Wie betete ich ihn mit dir! du da schon Seliger! Und, wie unaufhörlich bete ich ihn itzt! Ach du starbst! — Nun hatte ich dich nicht mehr, und nun auch nicht mehr deinen Körper, an dem ich unaufhörlich hing, als deine himmlische Seele ihn verlassen hatte, nun auch den nicht mehr! Ich Einsame! — Wie wenig kann ich das ertragen, ich, die keinen Tag Abwesenheit von dir ertragen konnte! — Ach ich habe keinen Sohn, den ich lehre, wie sein Vater werden, keine Tochter, die mit ihrer Mutter weint! Ich Nachgebliebne! Ich Einsame! Aber du, mein himmlischer Geliebter, du, wenn du auf mich wirken darfst, so laß deine

Gegenwart einen seligen Einfluß auf mich haben, laß sie mich sanft, gelassen, und willig zu thun, was ich muß, laß sie mich so machen, daß ich deiner Liebe würdig sey! O du, den meine Seele liebte, du, der du mich noch liebst, wie soll ich dich itzt lieben? Wie kann ich meine Liebe zu der Höhe, zu dem Lichte, zu der Reine erheben, die einem seligen Geiste gebührt? Wie groß ist der Abstand von dir zu mir! Viel größer, als der auf der Erde, wo nicht nur die Schwäche meines Geschlechts, nein, wo auch dein über alles erhabner Geist, und noch weit mehr, dein über alles erhabnes Herz, einen so großen Abstand machte. Aber, o nimm dich meiner Schwäche an, wie du dich ihrer auf der Erde annahmst! Sey mein Führer, sey mein Engel, du, der unermüdet und eifrig jede Pflicht der Rechtschaffenheit und des Christenthums ausübte, lehre mich, hilf mir meine Pflichten ausüben, und hole mich, ach hole mich bald nach! — Sende die Seele meines todten Geliebten zu mir, o du Angebeteter! oder gieb mir auf andre Weise, ich flehe, ich flehe dich an, gieb mir deine Gnade! Führe du mich, die ich allein bin, an deiner Hand durch die Welt, die mir itzt so rauh, itzt so ungebahnt, und itzt so sauer zu gehen ist! Ach ich will mich führen lassen. Aber, ich bitte es mit aller Gelassenheit, mit aller Unterwerfung unter deinen Willen, du weißt es Allwissender, daß ich es thue, ach laß mich ihm eilend nachkommen!

Laß mich bald zu deinem Seligen, meinem Geliebten — und zu dir kommen!

An die Verfasserin dieser Briefe.

Ich habe den Vorsatz, etwas an dich aufzuschreiben, das dir vielleicht noch vor meinem Tode bekannt werden kann, deßwegen bisher aufgeschoben, weil ich befürchtete, daß mich diese Empfindungen zu stark angreifen würden. Aber itzt, da ich eben meine letzten Briefe an dich durchgelesen habe, kann ich diesem Gedanken nicht mehr widerstehen. Allein wo soll ich anfangen, meine nun ganz himmlische Geliebte? Sollte es wohl ein kleiner Theil deiner itzigen unaussprechlichen Glückseligkeit seyn, daß du an mich denkst? Ach, ich armer Uebriger war und bin ein Sünder, und noch dießseits am Grabe. — Gleichwohl hat auch mich das Wesen der Wesen gewürdigt, mein Schicksal sogar vorauszusehn. Davon bin ich völlig gewiß, daß es zu deiner itzigen Glückseligkeit gehört, daß du dich erinnerst, welche für mich ewig unvergeßbare Gnade mir damals widerfuhr, da ich von dir Abschied nehmen mußte. Du hast gewiß die Freude, die mir Gott gab, in deinem Gesichte gesehn. Weißt du, wie mir war,

meine Meta? (Ja ich will dich noch mit diesem süßen Namen nennen!) Meine Seele war hoch in die Höhe gehoben. Ich sahe den Tod auf deinem Gesichte nicht mehr. Ich fühlte die Kälte deines letzten Schweißes nicht mehr. Ich kann meinen Zustand zwar nicht völlig beschreiben, aber das weiß ich wohl, daß ich einem Märtyrer, über dem ich den Himmel offen gesehen hätte, mit keinen andern Empfindungen zugerufen haben würde: Dank, und Preis, und Anbetung sey dem Allweisen und dem Allerbarmherzigsten! — Dieser sey also mein lebhaftester Gedanke, und zugleich derjenige, den du zuerst von mir erfährst, wenn du anders etwas vor meinem Tode von mir erfährst. Die Engel bekümmern sich um viele Dinge, die uns noch Sterbliche angehn; und vielleicht um mehr, als wir glauben. Oder vielleicht sagt dir derjenige von unsern Freunden, der zuerst zu Gott geht, was ich itzt, besonders auch in dieser Absicht, an dich aufschreibe. So wiederhole ich es denn: Dank, und Preis, und Anbetung sey dem Allweisen und dem Allerbarmherzigsten! Ja mit diesem himmlischen Gruße soll dich unser früh glückseliger Freund in meinem Namen zuerst grüßen, meine vollendete Geliebte!

* * *

Grad von Ruhe, den ich kenne, in meiner Seele. Diese Stunde fing sich damit an, daß mir auf einmal einfiel, daß dein Vollender und mein Fürbitter sagt: Wer Vater und Mutter mehr liebt, als mich, der ist mein nicht werth. — Es ist mir unmöglich, alle Empfindungen dieser Stunde zu beschreiben. Ich bin noch niemals, mit dieser Art von Gewißheit, von meiner Seligkeit überzeugt gewesen. Ich danke dir aus meiner ganzen Seele, meine himmlische Geliebte. Denn ich habe eine starke Vermuthung, daß du mir diesen großen Segen deines Todes erbetet hast. Und so hätte ich dich bey unserm Abschiede, (ach einst werde ich nicht wieder Abschied nehmen; ach meine Meta, itzt weine ich! — aber Dank sey dem, der machte, daß ich mich damals sogar freuen konnte!) so hätte ich dich also bey unserm Abschiede vielleicht nicht vergebens gebeten, mein Schutzengel zu seyn, oder vielmehr, so hätte Gott diesen unsern letzten Wunsch erhört! —

* * *

Wie viel würde ich unserm früh glückseligen Freunde an dich aufschreiben, wenn ich nur einigermaßen umständlich in der Beschreibung desjenigen seyn wollte, was ich itzt, da ich nun allein bin, da ich ohne dich lebe, für dich empfinde! Was würde er dir nicht alles von mir zu sagen haben? Aber ich muß mich einschränken. Einer gewissen Wehmuth, Meta, die

mich oft überfällt, würde ich mich mehr überlassen, ich würde mirs für erlaubt halten, mich ihr mehr zu überlassen, wenn mir bey dem ersten Schlage mit dem mich dein Tod traf, nicht so viel Gnade widerfahren wäre. Wenn ich mich ihrer auch nicht mit Freude und Dank erinnerte; so müßte ich mich ihrer doch erinnern, um dadurch jene Wehmuth zu mäßigen. Ich habe eine besondre Pflicht der Mäßigung auf mir. Meine Wehmuth um dich überfiel mich eben itzt, da ich daran dachte, daß bis zu deinem Geburtstage, den du nicht erlebt hast, nur noch wenige Tage sind. Wie werde ich ihn ohne sie zubringen? dachte ich. Aber ich will diese Frage nicht mehr thun. Wurde ich nicht deinen Todestag so sehr gestärkt!

Vor einiger Zeit, da ich gegen die Nacht allein war, stellte ich mir: Daß du bey mir zugegen seyst! so lebhaft, ich könnte wohl sagen, mit einer solchen Gewißheit vor, daß ich dich mehr als Einmal anredete. Ach wenn du bey mir gewesen wärst! Ja, dann brauchte ich unserm Freunde fast nichts mehr zu sagen. Solltet ihr Himmlischen wohl bisweilen um uns seyn? Ach, wenn ihr dürft; so ist meine Meta schon oft bey mir gewesen. Und warum solltet ihr nicht bisweilen bey uns seyn dürfen? Seyd ihr nicht den Engeln gleich? und werden die Engel nicht zum Dienste derer ausgesandt, welche die Seligkeit ererben sollen? Aber wenn du auch nicht gedurft

wesen seyn! Du erinnerst dich, wie der mächtige Arm, der mich geführt hat, mich schon damals zu beben anfing, wenn wir von deinem Tode sprachen, und ich immer mich und dich dadurch herausriß, daß ich zu dir sagte: Wie unser Gott will! Du weißt, wie heiter wir dann wurden. Denn sie war nicht mehr fern, die Stunde meiner Angst; und ich sollte zu ihr vorbereitet werden. — Auch du würdest nicht zu niedergeschlagen gewesen seyn. Auch dir würde mehr Stärke gegeben worden seyn, als du zu hoffen dich getraut hättest. Und dankbar, dankbar, (denn mit welcher Dankbarkeit nahmst du nicht immer Alles aus der Hand unsers Gottes!) dankbar würdest du gewesen seyn, und den Gram deines Herzens gehemmt haben. — Ach, Meta, du liebst mich also auch itzt? Du liebst mich so, daß sich dein Herz, sogar im Himmel, nach mir sehnt? Wie süß, wie unaussprechlich süß ist dieser Gedanke! Ja, du bist auf ewig mein, meine für mich geschaffne, meine nun ganz himmlische Geliebte! Ach wenn sie nun kommen wird die Stunde des Wiedersehns, die Stunde voll Freuden ohne Namen, wenn sie nun kommen wird! Nein ich kann es nicht aushalten, mich den Vorstellungen von ihr zu überlassen! — Wenn ich jemals eingesehn habe, wie begränzt wir auch in Absicht unsrer liebsten Untersuchungen sind, ich meyne die Untersuchungen desjenigen, was eigentlich Glückseligkeit ist, wenn

ich dieß jemals lebhaft eingesehen habe; so ist es damals gewesen, da ich mir, bald nach deinem Tode, bisweilen wünschte, daß du dich mir auf irgend eine Art zu erkennen geben möchtest. Welcher Wunsch ist natürlicher? und welche wahrere Glückseligkeit hätte ich mir auf dieser Welt wünschen können? Welchen Wunsch kann man aber auch mit weniger Hoffnung thun? Und warum wird er nicht erfüllt? Weil eine solche Entdeckung der allgemeinen Glückseligkeit des Ganzen nicht gemäß ist. Du siehst itzt das ganze große Gewebe dieser allgemeinen Glückseligkeit. Würde ihr aber auch das zuwider seyn, daß du dich mir in meiner letzten Stunde zu erkennen gäbst? Ach wenn du darfst, so thust du es gewiß! so schwebst du nicht nur unsichtbar um mich! so — wie viel Himmel ist in diesem Gedanken! so — erscheinst du — meinem brechenden Auge! Aber wünsche ich nicht zu viel? Ja, viel zu viel, wenn ich von Belohnung spräche; aber ich spreche von Gnade, die mir Gott durch dich gäbe.

* * *

Die Vorstellung von dir, da du dem Tode nahe warst, wird in mir itzt oft viel trauriger, als sie in den Augenblicken war, da ich dich sah, in diesen Augenblicken meiner großen Stärkung. Es ist mir alles das nöthig, was die Erinnerung der Auferstehung, und der Gedanke an den allmächtigen Er-

wecker, süßes und entzückendes haben, um mich von diesem Bilde loszuarbeiten. Wer die Wonne der Auferstehung noch nicht kennt, wer ihre Labsale noch nicht geschmeckt hat; der sehe nur einen Freund, oder gar eine Geliebte sterben; er wird sie kennen lernen! Ob ich mich gleich durch sie herausreißen kann, so ist es mir dennoch itzt lieb, daß ich dich nicht todt gesehn habe, wie schwer mir es auch einigemal wurde, mich zurück zu halten. — Du, die keinen Tag Abwesenheit von mir ertragen konnte, (ach, ich weiß es noch wohl, wie wenig du das konntest!) du sahst ruhig mich von dir gehn, und fodertest mich nicht einmal zurück, ob ich dir gleich versprochen hatte, noch mit dir zu beten. Was war das in dir? Du warst ganz von dieser Welt los! Es war der Anfang des ewigen Lebens! Ob ich gleich weiß, daß du niemals aufgehört hast, mich zu lieben; so würde dieser Gedanke doch traurig für mich seyn, wenn es nicht der große Angebetete wäre, um deßwillen du dich, auch sogar von mir, losrissest. Aber da du zum Genusse deiner Vollendung gekommen warst; da (dieß hoffe ich zu Gott, der dich mir gegeben hatte!) da dachtest du wieder an mich, da wünschtest du, mit einem ruhigen Wunsche des Himmels, daß ich bald zu dir kommen möchte. Der Wille des Herrn geschehe wie im Himmel, also auch auf der Erde! —

* * *

Ich denke oft an deine itzige Glückseligkeit; aber wie unvollkommen! So, wie wir, noch vor so kurzer Zeit! mit einander über die Glückseligkeit jener Welt dachten. Ich denke dich mir manchmal von Vieren mit dir Seligen umgeben, die unsre Kinder waren. Wenn die Seelen, bald nach der Entstehung der Leiber, mit denselben vereinigt werden; so sind es vier mit dir selige Kinder, die um dich sind, die du kennst, und die ich nicht kenne! deren Wonne du siehst, du glückselige Mutter! und von deren Wonne ich kaum einen entfernten Begriff habe! — Aber ich werde ja dahin kommen, wo ihr seyd! Euer und mein Gott wird sich ja auch meiner erbarmen!

* * *

Wie oft denke ich mir dich, wie du jene Welten durchschwebst, davon einige wenige unsre Nächte erheitern, und wie du immer neue von jenen zahllosen Schaaren ihrer Bewohner kennen lernst! Wie weit wird dann meine Seele, und wie los von der Erde! Du weißt, welch ein Gedanke der Entzückung mir die Vorstellung von diesen Heeren von Glückseligen oft war. Wie viel entzückender ist sie mir itzt, da du unter ihnen bist! Hier kann ich dir noch einigermaßen folgen. Aber wenn ich dir dahin folgen will, wo du den schaust, der uns versöhnt hat, und den du schon auf der Erde so sehr liebtest; so verliere

ich mich, und so hören meine meine Vorstellungen ganz auf.

Es sahe der Seher der Offenbarung auf Sion
Hoch im Himmel ein Lamm, mit schimmernden Wunden bedeckt, stehn,
Und mit schönem Blute des Heils! Da standen um Sion
Hundert und vierzigtausend Erlöste, die hatten den Namen
Heil an ihrer Stirne, den Namen des Vaters geschrieben.
Und wie Meere, wie Stimmen der Donner, erklangen die Harfen
In der Hand der hundert und vierzigtausend Erlösten!
Denn dem Sohne, sie sangen dem Sohne! denn ewiges Leben
Stieg von den schimmernden Wunden des Lamms in die Seelen herunter.

Ich nehme nicht wieder Abschied von dir. Wir sind beyde in der Hand des Allgegenwärtigen.

Der Tod Abels.

Ein Trauerspiel.

Personen.

Adam.
Eva.
Kain.
Abel.
Zilla.

Erste Handlung.

Erster Auftritt.

Abel. Zilla.

Abel.

Es ist der Tag der Schöpfung, meine Zilla, der Tag, an dem Gott den Menschen schuf, Adam, unsern besten Vater! O laß uns ihm danken! So wie unsre Seele ihm dankt, so laß die ganze Feyer des Aeußerlichen ihm danken. Adam hat die Opfer angeordnet. Kain und ich sollen zusammen opfern. Eva will mit euch und den Unmündigen beten; und Adam will allein opfern. Es werden sich Thränen unter seine Opfer mischen. Denn er wird das Paradies nicht aus seinen Gedanken entfernen können. Aber unter unsre Opfer sollen keine Thränen sich mischen; (nur die, daß wir mit Adam fortfahren gegen den Allmächtigen zu sündigen!) warum wollten wir weinen? Wir haben die Glückseligkeit des Paradies

nicht gekannt; aber wir fühlen dennoch die Glückseligkeit des Menschen. Der gefallne, der sterbliche Mensch! wie glückselig ist er dennoch!

Zilla.

O Abel, wie glückselig! Welche Glückseligkeit ist in der Schöpfung! Wie froh geht uns die Sonne auf! Wie froh geht sie unter! Wie lacht uns das Gras auf dem Felde! Wie erfreut uns die unschuldige Heerde! Niemals, Abel, wird deinen Schafen ein Lamm gebohren, daß ich die Freude seiner Mutter nicht theile. Wie fröhlich hüpft es in seiner jungen Schönheit! wie mütterlich sorgt die Mutter dafür! O Weisheit des Herrn! und o Güte! wie nahe geht alles den Menschen an! Und selbst sein Nutzen ist seine Freude. Es ist uns zur Strafe aufgelegt: Im Schweiße unsers Angesichts unser Brot zu essen. Aber wie leicht wird uns selbst unsre Arbeit! Und wie viel Erquickung ist nicht in ihr. Mühe und Schlaf sind Wohlthaten! O alles, alles ist es! Und zu allen diesen großen Freuden noch die, daß Abel mich liebt, daß ich mein Leben mit Abel lebe, und mit Abel mich freue. So war Adam im Paradiese, wie mein Abel ist.

Abel.

Ja, meine Zilla, es ist viel Glückseligkeit in der Schöpfung! Und die nie auszusprechende und nie

zu erschöpfende ist die Glückseligkeit der Liebenden! Aber dieses alles wäre keine Freude, wenn der Ewigerbarmende uns nicht eine grössre Glückseligkeit jenseits des Grabes aufbewahrte. Wir müssen itzt sterben, wir können ihn nicht vermeiden, den fürchterlichen Tod; aber selbst er wird leicht, da wir wissen, zu welchem Leben er uns führt. Höheres, glückseligeres Leben, wer sollte dich nicht wünschen! So liebt er uns, der Schöpfer! Diese Welt, diese glückselige Welt ist für unsre Seele nicht genug, das fühlt unsre Seele selbst; aber wir könnten zu nichts höherm kommen, unsre Sünde und der Tod machten hier unser Ende, wenn sich der über alles Gnädige unser nicht erbarmte. Ach Zilla, er will uns einen Heiland, einen Erlöser geben! Er soll ein Weibessame seyn. O wenn du den Mann des Herrn trügst! wenn du ihn mir und dem menschlichen Geschlechte bald gebährst! O schaure vor Freude und vor Ehrfurcht, den Gedanken zu denken!

Zweyter Auftritt.

Kain. Abel. Zilla.

Kain.

Hat Adam dir das Opfer befohlen, Abel? wir sollen zusammen opfern.

Abel.

Ja, Kain, er hats befohlen. Wir wollen zusammen opfern, und uns zusammen freuen, wir Erstgebornen! O wie wallt meine Seele dieser Feyerlichkeit unsers Danks entgegen!

Kain.

Freue dich nur, du Glückseliger! du Liebling Adams und Gottes! Es wird dir leicht, dein Opfer zu bereiten, leicht, die Heerden zu schlachten, die sich selbst gebähren. Die Erde giebt nichts, wenn ich sie nicht umarbeite. Ich muß im Schweiße meines Angesichts mein Brot essen; du nur hast Freude!

Abel.

O Kain, willst du auch an diesem Tage deine alte Schwermuth nicht fahren lassen? Wie oft habe ich sie dir schon beantwortet. Alle unsre Arbeit ist nicht schwer. Es ist viel Belohnung und viel Freude in ihr. Aber welch eine Ruhe ists nicht, sich vor

dem Herrn demüthigen, und welche Freude, ihn anbeten!

Kain.

Kain hat keine Ruhe! und Kain kann sich nicht freuen!

Abel.

Betrübe wenigstens Adam nicht an diesem feyerlichen Tage!

Kain.

Warum hat er gesündigt? warum ist er gefallen? Wäre er im Paradiese geblieben, so wäre Kain glücklich.

Abel.

O Kain, verdamm unsern Vater nicht! Vielleicht wären wir an seiner Statt noch tiefer gefallen! und vielleicht würde Kain selbst im Paradiese sich nicht freuen!

Kain.

Es ist wahr, die ganze Schöpfung ist finster für mich!

Abel.

So laß die Bruderliebe wenigstens Freude für dich haben. Welche Freude ist nicht in der Freundschaft! Wie lieben sich nicht Adams Kinder alle! aber keins liebt dich mehr, o Kain, als dein Bruder Abel.

Kain.

Geh, du Glücklicher! ich erwarte dich beym Altare! . . .

Dritter Auftritt.

Abel. Zilla.

Zilla.

Wie sehr hat Kain mich niedergeschlagen, Abel! Wie unglücklich ist er, er, der sich nicht freuen kann! Und, ach darf ich ihn sagen, den Gedanken, der schon lange meine Seele quält? Wie böse muß sein Herz seyn, wenn Gottes Schöpfung ihm finster ist, und die Bruderliebe ihn nicht rührt!

Abel.

Ich will hingehn, und ihn aufzuheitern suchen, meine Zilla.

Zilla.

Wie wird Abel ihn aufheitern können, wenn er Abel nicht liebt? O das böse Herz, das Abel nicht liebt!

Abel.

Er wird mich endlich lieben, wenn er sieht, wie ich ihn liebe.

Zilla.

O unsrem grossen Herrscher sey Dank, dass Abel nicht wie Kain ist! Ich kann niemand hassen, o Abel, aber ... es wird mir doch schwer, Kain wie unsre Schwestern zu lieben!

Abel.

Wir wollen für ihn beten, Zilla.

Zilla.

O das will ich aus ganzer Seele thun!

Abel.

Komm, und hilf mir das Opfer wählen. Wie froh will ichs dem Herrn darbringen. Und er wird meinen Dank mit Gnaden annehmen.

wie ihr es heute thun werdet. Aus so Vieler Munde ist das Lob des Herrn auf der Erde noch nicht erschollen. O wie werden meiner Kinder so viel! Geh, Zilla, und ruf die Töchter alle! Bring die Knaben, die noch nicht opfern können, und die Unmündigen, die noch stammeln! Laß die Mütter ihre Säuglinge hertragen, damit alles den Herrn lobe.

Dritter Auftritt.

Adam. Eva.

Adam.

O wenn unser Herz den Dank, der ihm gebührt, nur ganz fassen könnte! Ach wir konntens! . . Ermanne dich, Eva, den Gedanken zu denken, ermanne dich, die Glückseligkeit des Paradieses zu denken, daß wir fühlen, wovon wir gefallen sind! . . und wie er sich unser erbarmt! Ach, da hat er mehr an uns, wie in der Schöpfung, gethan! Wir wären verloren, unselig und unsterblich, ewig elend, wenn er sich unser nicht erbarmte, wenn er nicht den Tod zur Lindrung unsrer Qual, und seinen Sohn zum Aufgang unsrer Glückseligkeit gegeben hätte. Ach, er wird unsern schwachen Dank annehmen! Wir können für unsre Rettung nicht so danken, wie wir

für unsre Schöpfung danken konnten. Denn wir sind gefallen. Wir danken itzt, wie Sünder danken können. Damals dankten wir wie die Morgensterne, unschuldig, rein und unbefleckt. . . . Eva, wie ich dich das erstemal sah, meine Eva! . . . ach ich war ganz Erstaunen! ganz Entzückung! . . . wie ich es nun fühlte, mit der ganzen Ueberzeugung meines Herzens, und der ganzen Bestimmung meines Lebens fühlte, daß du für mich geschaffen warst, da faßte ich dich in meine Arme, ach, da konnte ich danken! Du weißt es, Mitgeschaffne, du dankest mit mir, da konnten wir die ganze Fülle unsrer Seele in Dank ergießen, da konnten wir anbeten, da konnten wir den Herrn loben, da waren wir selig! . . .

Eva.

Und itzt sind wir gefallen. . . Ich bin gefallen! . . Adam ist mit mir gefallen! . . Wir sind Sünder! Wir können nicht mehr anbeten! nicht mehr danken! . . .

Adam.

Ueberlaß dich deiner Traurigkeit nicht zu sehr, meine Eva, Er hat uns vergeben! Zwar wird unser Fall über unser ganzes Leben eine Dunkelheit verbreiten; (ach, unser Leben wird einmal ein Ende haben, wir werden sterben!) . . . aber es soll uns nie ganz niederschlagen! Denn Er hat uns vergeben! Der Richter hat uns nicht verworfen! Der Schöpfer

hat vergeben! Der Erbarmer will uns selbst versöhnen!

Eva.

Ach, ich habe die Sünde auf alle meine Kinder gebracht! Alle Unmündige, die man heute zu mir führt, sind Sünder!

Adam.

Aber auch allen hat Gott vergeben!

Eva.

Ach ich habe den Tod auf alle meine Kinder, ich habe den Tod auf Adam gebracht! Tod! Furchtbarer! wer bist du? wir wissen noch nicht, wer du bist; aber wir fühlen deine Schrecken in allen unsern Gebeinen! .. Ach, wird Eva vor Adam sterben? oder Adam vor Eva? Oder wird Adam seine Söhne begraben müssen? Wird Eva Zilla sterben sehn? ...

Adam.

Meine, meine Eva! überlaß es alles dem, der Tod und Leben gemacht hat.

Vierter Auftritt.

Adam. Eva. Zilla. Die übrigen Kinder Adams.

Adam.

Da sind unsre Kinder, Eva! Segne deine Kinder mit mir. Und, o du, der allein segnen kann, segne sie, und erbarme dich ihrer!

Eva.

Meine Kinder! habt ihr euch zu diesem großen Tage bereitet? Kommt, und dankt dem Herrn mit mir! betet an, und werdet erhört!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Abel.

Abel,

mit einem geschmückten Opferlamme.

Adam wolle das Opfer sehen, das ich dem Herrn darbringen will. Siehe, Adam, es ist von den Erstlingen meiner Heerde, es ist ohne Fehl, und mein

Herz demüthigt sich vor dem Herrn! Es wird dem Herrn angenehm seyn!

Adam.

Ja, mein Sohn, der Herr wird dein Opfer annehmen! Er legt seine Hand auf ihn. Gott segne dich, mein bester Sohn, und sey dir gnädig! ... Ach, er ist nicht gefallen! ... aber er trägt die Schuld seines Vaters! .. Mein bester Sohn Abel! du heiligster und unschuldigster unter den Sündern! Wenn dein Vater nun alt und Lebens satt geworden ist, wenn er alle Schrecken des Todes gefühlt hat, (ach, keiner wird sie so wie Adam fühlen!) wenn er gestorben, und nun wieder Erde ist, davon er genommen war! dann lehre du meine und deine Kinder den Herrn fürchten! Lehre sie die Glückseligkeit der Schöpfung, die Glückseligkeit des Lebens, den Trost der Trübsal, aber noch weit mehr, die Seligkeit der Erbarmung kennen! Lehre sie, daß ihr Vater unsterblich und heilig geschaffen war; aber daß er gefallen und ein Sünder geworden ist! Lehre sie, daß sie alle mit ihm gefallen, und alle Sünder sind, und alle Sünder zeugen. Aber, o lehre sie auch, wiederhole es ihnen unaufhörlich, daß er Feindschaft zwischen der Sünde und unserm Samen gesetzt hat, und daß unser Same der Sünde den Kopf zertreten wird! Freye dich, Eva, freut euch, meine Töchter, ihr werdet den Mann, den Herrn gebähren. O Abel! o Zilla! ... wenn er aus eurem Samen käme! ...

Eva.

O Trost der Gefallnen! . . .

Adam.

Aber warum kommt Kain nicht? Geh, Zilla, und rufe Kain.

Sechster Auftritt.

Adam. Eva. Abel. Die übrigen Kinder Adams.

Abel.

Wir haben auf dem Felde den Altar bereitet! Er öffnet die Hütte, man sieht in der Ferne Abels Altar mit Blumen behängt, und das Opferholz darauf gelegt, Kains Altar mit den Früchten des Feldes darauf. Siehe, mein Vater, gegen Eden haben wir den Altar bereitet. Da wars, wo er dich schuf, da bestimmte er dich und deine Kinder einer ewigen Glückseligkeit!

Siebenter Auftritt.

Kain. Zilla. Die Vorigen.

Adam.

Warum bringst du mir dein Opfer nicht, Kain?

Kain.

Ich hab's auf den Altar gelegt.

Adam.

Warum stehst du so finster, mein Sohn Kain?

Kain.

Weil ich mich nicht freuen kann.

Adam.

Geh, Kain, und heitre dich auf. Opfre nicht mit einem Herzen voll Unmuth! Wir sollen dem Herrn mit Freuden dienen. Geh, und freu dich mit deinem Bruder Abel! Dankt dem Herrn, daß ihr geschaffen seyd! Lobt seinen Namen! betet an! preist und rühmt seine Werke, und freut euch! ach, freut euch in dem Herrn, der so gnädig ist!

Abel reicht Kain die Hand, er nimmt sie nicht an, und sie gehen beyde ab.

Achter Auftritt.

Adam. Eva. Zilla. Die übrigen Kinder Adams.

Adam vor sich.

Vergieb ihm, o Herr, der du mir vergeben hast! vergieb meinem erstgebohrnen Sohne! Geht meine Kinder, und betet an. Ich will allein opfern. Adams Thränen sollen keine Wehmuth in eure Jubel mischen. Kommt wieder zu mir, wenn ihr gebetet habt, dann sollt ihr das Abendopfer dem Herrn bringen. Adam geht mit Eva etwas vorwärts. Heitre dich auf, meine Eva! Laß die Thränen deinen Dank nicht entkräften. Laß deine Kinder hören, daß du gesündigt hast; aber laß sie auch hören, daß deine Sünde versöhnt ist.

Eva.

Ja, seine Güte ist überschwenglich groß, und seine Erbarmung hat kein Ende. . . Aber Kain, mein Sohn Kain! . . Ach, seine Sünde ist auch meine Sünde.

Adam.

Gott wird sich seiner erbarmen, meine Eva! Durch das Opfer selbst wird Gott sein Herz stärken,

Zweyter Auftritt.

Adam. Eva. Kain.

Adam zu Eva.

Noch ist er finster, Eva! . . . Kain, mein Sohn Kain, hast du geopfert? Du antwortest nicht? Du bist noch finster? Hat auch das Gebet deine Seele nicht besänftigen, dein Herz nicht erweichen können?

Kain.

Frage nicht, Adam!

Adam.

Dein Herz ist böse, Kain, ich muß dirs sagen, dein Herz ist nicht gerecht vor dem Herrn, wenn du noch wüthest! Mit allem Frieden des Himmels überströmt das Gebet die Seelen der Frommen. Du hast nicht gebetet, oder der Herr hat dich verworfen; sage, hast du geopfert? Zittre, der Allmächtige hat dein Opfer gesehn! . . Bleib! Hast du geopfert? Wie hat der Allmächtige dein Opfer angenommen?

Eva.

Kain, Kain, mein Sohn!

Kain.

Er hats verworfen! . . .

Adam.

Ach du Verworfner! Er reicht Kain die Hand. Du bist mein Sohn! . . . Gott wird sich deiner erbarmen. Fleh ihm, daß er dir vergebe! Der deinem Vater verzieh, wird dir verzeihn!

Kain.

Er kann nicht, er kann nicht!

Eva.

Wo ist dein besserer Bruder Abel?

Kain will fortgehn.

Adam und Eva zugleich.

Wo ist er? wo ist er?

Kain.

So vernehmts denn . . vernehmts! . . Ihr habt die Sünde auf uns gebracht! Kennt eure Sünde ganz! Wißt ihre Strafe! Abel ist todt! Ich hab ihn erschlagen! Dort beym Altare, dort liegt er!

Dritter Auftritt.

Adam. Eva.

Adam, nach langem Schweigen.

Eva! . . .

Eva.

Adam! . . . Ach, er ist todt!

Adam.

Wo wird Kain Gnade finden? . . . Beym Altare liegt Abel? . . .

Eva,

die den Vorhang wegziehn will.

Ich kann nicht!

Adam,

der endlich den Vorhang wegzieht: man sieht Abel auf dem Felde liegen.

Er ist todt!

Eva.

Ach! sie geht zu Abel. O du, der uns richtet!

Adam.

Das ist unsre Sünde! o Eva!

Beyde.

Richter der Menschen, erbarme dich unser!

Eva.

Ist dieß deine blühende Wange, o Abel? dieß dein freudenvolles Auge? Ach es ist alles erblaßt! alles erstarrt!

Adam.

Vater des Schreckens, das bist du! Eva . . . Dieß ist der Tod!

Eva.

Erster Todter! mein Sohn! ... Ach, so müssen sie alle sterben! ... Ihr, meine Kinder! .. Unzählbare Nachkommen! Alle! . . .. und, o Adam, auch du!

Adam.

Ach, Kain hat ihn erschlagen! Kain, der Erstgebohrne, hat seinen Bruder erschlagen! Sieh, o Eva, hier rinnt noch sein Blut!

Eva.

Ach, Blut, Blut meines Sohns!

Adam.

Komm, Eva, wir wollen diesen Ort des Schreckens verlassen! Laß uns unsern Gott anbeten! Alles, was er thut, ist recht!

Sie gehen seitwärts.

Adam.

Hörst du den Donner, Eva? Der Herr ist nahe! Der Schauer seiner Allgegenwart faßt mich! Ach, er will mit uns reden, der Gnadenvolle!

Eva.

Ach, wo ist Kain? wo ist er, daß der Herr sich seiner erbarme!

Adam.

Vielleicht hat er sich zum Herrn gewendet. Viel-

leicht erbarmt der Herr sich seiner. Ach, vielleicht redet der Herr diese Stunde mit Kain!

Eva.

O laß uns für ihn beten, Adam!

Sie fallen nieder.

Adam.

Vater der Menschen! ihr Gott! ihr Erbarmer! der du uns schufst! (wir fielen, doch du verwarfst uns nicht!) der du den ersten Sündern vergabst, vergieb ihren Kindern! Vergieb unserm erstgebohrnen Sohne!

Eva.

Vergieb, vergieb ihm! und der, die die Sünde auf ihn brachte, vergieb Eva, Erbarmer!

Adam.

Um deßwillen, der unsre Sünde tilgen wird, vergieb ihm, Erbarmer!

Eva.

Ihn, der mein Same wird werden, laß ihn dich versöhnen, Erbarmer!

Der Donner hört auf.

Adam.

Er wird sich seiner erbarmen.

Eva,

die nach Abel zugeht.

Ach, Abel!

Vierter Auftritt.

Adam. Eva. Kain.

Kain.

Wo soll ich hinfliehn? . . . Ach Adam! Ach Eva!

Adam.

Mein Sohn Kain!

Kain.

Ach, mein Vater! mein Vater!

Adam.

Weinst du? Kain?

Kain.

Ach, wenn ich weinen könnte . . . Wo ist meine Mutter? Eva nähert sich. Ach ich habe meinen Bruder ermordet!

Eva.

Mein Sohn! mein Sohn!

Adam.

Flehe Gott an, mein Sohn, er ist dir nahe.

Kain.

Ach er wars! er wars! Hast du den Donner gehört, mein Vater?

Adam.

Ich hörte den Donner, und habe für dich gebetet.

Kain.

Ach du konntest beten! ich kanns nicht! Aber deine Augen haben den Schrecklichen nicht gesehn.

Eva.

Ist Gott dir erschienen, mein Sohn?

Kain.

Er ists! .. Er hat das Blut meines Bruders gefordert.

Eva.

Ach! ...

Kain.

Ich Elender! ich Unglückseliger! ich Ewigverlorner!

Adam.

Verzweifle nicht, Kain! Gott erbarmt sich aller.

Kain.

Meine Sünde ist größer, als seine Erbarmung! Meine Sünde kann nicht vergeben werden! ... O Stimme, furchtbare Stimme! Das Blut deines Bruders schreiet zu mir von der Erde! ... Wo soll ich hinfliehn? Mich wird todtschlagen, wer mich findet! .. Abel, mein Bruder, dein Opfer nahm der Herr an. Du warst fromm, und ich ein Sün-

der, so sehr ein Sünder, daß ich deine Tugend beneidete! daß ich .. dich erschlug! O wendet euch von mir! Tödtet mich nicht!

Adam.

Kain!

Eva.

Mein Sohn!

Kain.

Ach Eva, dein bester Sohn.. Abel! indem er sich umwendet, sieht er den Altar. Furchtbarer Altar! Er will entfliehn, und sieht Abel. Ach, da ist er! .. todt! erschlagen! Abel! Abel! .. Mein Bruder! Blut, Blut von meinen Händen, du schreist! ... Richter! Rächer! ... Keine Erbarmung! Unstätig und flüchtig mein Lebelang... Tödtet mich nicht! Erschein, Zeichen des Herr'n, daß mich nicht erschlage, wer mich findet! Wendet euer Angesicht, daß ich entfliehe, und mich verberge!

Fünfter Auftritt.

Adam. Eva. Zilla.

Zilla.

Ich habe die Töchter zu ihren Hütten gebracht... Meine Mutter, du weinst?

Eva,

die sie in ihre Arme nimmt.

O du unglückselige Tochter!

Zilla.

Wo ist Abel?

Adam zeigt mit der Hand.

Zilla,

indem sie Abel sieht.

Ach! . . .

Eva.

Er ist todt!

Zilla,

indem sie bey Abel niedersinkt.

O du Richter der Welt! . . Abel! . .

Zwey geistliche Gesänge.

Das vergangne Jahr.

Der letzte Tag des Jahrs
Er ist gekommen!
Jahr, wie bist du entflohn?
So eilen Stunden!
So eilt der stürzende Strom!

Und so eilt dein Leben!
Stunden werden einst scheinen
Die Jahre, die du gelebt hast.

O letzter Tag des Jahrs!
Du Bild des letzten des Lebens!
Lehr, o lehre mich,
Daß nicht mein Leben einst sey
Geflohn und verschwunden,
Wie das verschwundne Jahr!

Du, der die Tage mir zählt,
Der das Leben mir abwägt,
Du nur weißt es:
Ob ein Jahrhundert,
Oder ob Stunden auf deiner Wage mir schweben?

Gieb mir Stunden!
Hab' ich sie dir gelebt,
Sind sie mir ein Jahrhundert!
Und früher, früher fängt
Das beßre Leben
Meiner Seligkeit an!

Die Liebe Gottes.

Gott ist die Liebe!
Freu dich deines Daseyns, o Seele!
Der dich schuf, ist die Liebe!

Du darfst beten!
Darfst zum großen Schöpfer, Selige, beten!

Wie das Stammeln seiner Gebohrnen
Ein Vater hört,
Hört er dein Stammeln!
Sieht mit Gnade, Lieb und Erbarmung
Auf die Seele,
Die zu ihm betet, herunter.

O du, zu dem ich flehen darf,
Höre mein Flehn!
Laß, wie meine Seele nur kann,
Sie vom Leibe sich reißen!
Sie die Welt nicht mehr fühlen!
Und nur dich, nur dich,
Du Unerschaffner, empfinden!

Die Liebe warst du,
Eh du die Welten erschufst,
Eh du höhere Geister,
Als sie der Mensch zu denken vermag,
Eh du sie schufst.

Die Liebe warst du,
Da du unserer Welt:
Werde! gebotest.

Gott ist die Liebe!
Er ists! sagt jedes Gestirn,
Jede Sonne der andern.

Er ists, sagt der Wurm, der kriecht,
Den unser Fuß zertritt,
Ohne daß das Aug' ihn sieht.

Harmonisch singen im Walde die Vögel:
Gott ist die Liebe!
Ihnen hallet der Wald nach:
Gott! Gott! Gott ist die Liebe!
Die Berge bringens zurück:
Gott! Gott! Gott ist die Liebe!

Alles, was Odem hat, sagt,
Alles, was wächst und grünt,
Alles, was lebt und sich regt,

Alles, was deine Hand,
Du großer Schöpfer, geschaffen hat,
Sagt: der uns schuf, ist die Liebe!

Oben am Throne,
An deinem Throne, Jehova!
Singts mit feyernder Stimme der Seraph,
Und der Mensch
Stammelts nach;
Er stammelt: Gott ist die Liebe!

Wie sehr ist ers uns,
Wie sehr den Menschen Liebe!

So ist ers nicht den Engeln:
Engeln vergiebt er nicht Sünde

Liebe wars, die dich, Adam,
Nach dem Bilde des Ewigen schuf!
Liebe der Hauch,
Wodurch die unsterbliche Seele
Deinen Leib belebte!
Mehr noch, die dich nicht verwarf,
Da du fielst.

Ach, mit ihm sind wir alle gefallen!
Sind wir verworfen?
Vom ewigen Richter verworfen?

Wie furchtbar ist der, der richtet!
Wie furchtbar Gerechtigkeit und Allmacht!
Tod und Verderben wie furchtbar!

O schauernde Seele,
Du vermagst nicht zu danken!
Aber fall' nieder, fall' nieder!
Bete, staun' und stammle Dank!
Fassen kannst du es nicht,
Aber o fühl es:
Unser Richter ist unser Erlöser!

Unser Richter ist unser Erlöser?
Jehova will sich erbarmen?
Liebt uns noch?
Will selbst sich versöhnen?
Will selbst das Opfer seyn?
O du ewige Liebe! —

Nein, fassen kann ichs nicht;
Nur in Staunen und Thränen versunken,
Und mit dem stärksten Gefühl
Der unsterblichen Seel' es fühlen!

Ihr oben am Thron, ihr Seraphim,
Fassen könnt auch ihr es nicht,
Aber ihr könnt danken!
Ach dankt für eure Brüder!

Denn itzt wissen, itzt fühlen wirs:
Wir sind eure Brüder!
Werdens in einer Seligkeit seyn,
Wir Erlöste!
Ohne Sünde, wie ihr,
Werden wir ihn schaun,
Ihn, der uns schuf!
Ihn, der uns erlöste!

Ohne Sünde, wie ihr!
Ach er hat unsre Sünde getragen!
Hat sie vergeben!
Hat uns mit dem versöhnt,
Der Gericht hielt!

Ach, er ist gestorben!
Jesus Christus, der Gott ist, ward Mensch,
Und starb für die Menschen.

O du Lamm Gottes,
Das die Sünde der Welt trägt,
Erbarme dich unser!

Du bist gestorben?
Für uns Sünder gestorben?
Und wir sind Gerechte?

Komm nie aus meiner Seele, Gedanke,
Komm nie aus eines Christen Seele:
Für uns Sünder ist Jesus Christus gestorben!

Anbetung, Ehr, und Dank, und Preis
Dem Lamme, das erwürgt ward!
Dem Vater, der uns nicht verwarf!
Dem Sohne, der uns erlöste!

Freu dich deines Daseyns, o Seele!
Der dich schuf, ist die Liebe!
Der dich erlöst, ist die Liebe!

Fragment eines Gesprächs.

Ich sagte ihr einst, daß es mir vorkäme, daß diejenigen Gespräche am natürlichsten werden könnten, welche, von einem Paar oder mehr Freunden geschrieben würden. Wir wollten dieß vornämlich auch in der Absicht bisweilen thun, um dem Nachbleibenden von uns Beyden und unsern Freunden ein Andenken von dieser Art zu hinterlassen. Diese unvollendete Kleinigkeit war eine Folge von diesem Einfalle. Wie wünschte ich, einige von ihren ernsthaften Unterredungen mit mir so zu wissen, daß ich sie aufschreiben könnte. Denn welch ein Herz hatte sie, und was für einen schnellen und zugleich richtigen Verstand!

Sehen Sie die Unsterblichkeit des Nachruhms als eine Chimäre des Stolzes an? oder verdient sie, daß sich der Vernünftige und der Rechtschaffne bemühe, sie zu erlangen?

Ich sehe den Nachruhm als ein Mittel an, uns noch Freunde nach unserm Tode zu erwerben. Wie süß, und wie einem Vernünftigen anständig ist es nicht, auch noch dann Freunde zu haben!

Aber gleichwohl haben viele von denen, die unsterblich geworden sind, über die Bemühung, es zu werden, gespottet. Und wie kaltsinnig pflegen überdieß diese Freunde nach dem Tode zu seyn!

Wie oft spotten viele nicht über Sachen, die sie wünschen, und um welche sie sich bemühen, entweder weil sie nicht hoffen, jenen Wunsch zu erlangen, oder weil sie wohl wissen, wie sehr eine Bemühung getadelt wird, deren Absicht man zu deutlich entdeckt. Ihr Spott ist also nicht aufrichtig. Sie wollen entweder ihre Absicht verbergen, oder ihren Wunsch sich selbst nicht anvertrauen. Wer selbst verdient unsterblich zu werden, wird nicht ein kalter Freund von einem schon Unsterblichen seyn!

Wenige heiße Freunde sind besser als eine große Menge kalte. Aber was das erste, so Sie mir antworteten, anbetrifft, so kann ich mich nicht überreden, daß sich alle diese großen Männer hierin verstellt haben sollten. Sie haben die Ehre überhaupt für etwas so geringes gehalten, daß Ihnen sogar, ihre höchste Stufe, die Unsterblichkeit zu erreichen, wenig wünschenswürdig vorgekommen ist.

Wenn sie die Unsterblichkeit wirklich für so gering gehalten haben, so müssen sie gar nicht an ihren Nutzen gedacht haben, gar nicht, wie sehr sie uns mit den Nachkommen verbindet. Ich halte die wahre Ehre überhaupt für etwas unsrer Natur eben so eignes, als die Eitelkeit dieser einfachen schönen Natur vielleicht entgegen ist.

Ich gebe zu, daß die Begierde nach wahrer Ehre unsrer Natur angemessen sey. Ich gebe ferner zu, daß vortreffliche Thaten und eben solche Schriften, wenn sie von einer ganzen Nachwelt betrachtet und gelesen werden, einen weit ausgebreiteten Nutzen haben. Aber man thue diese Thaten, man schreibe diese Werke, ohne daran zu denken, daß man dadurch unsterblich werden wolle. Die Ehrbegierde ist eine gar zu reizende Verführerin. Sie kann uns unvermuthet dahin bringen, daß wir die Ehre nicht mehr als ein Mittel, nützlich zu seyn, sondern als einen Endzweck sehn, und dadurch unsre Unternehmungen zwar

nicht ihres Nutzens, aber uns selbst unsers moralischen Werths, in Betrachtung der Absicht, berauben, die wir bey unsern Unternehmungen hatten.

Der Nutzen muß freylich der Hauptzweck unsrer Unternehmungen seyn. Wie klein ist die Unsterblichkeit derjenigen, die sie, ohne zu nützen, erlangt haben. Ich glaube nicht, daß die wahre Ehre uns verführen wird, sie als den Hauptzweck anzusehn. Sie ist immer zu sehr mit unsrer Pflicht und dem Nutzen verbunden. Aber warum sollten wir uns nicht freuen, wenn wir nützen, zugleich diese reine unschuldige Ehre zu erlangen?

Ich würde zu strenge seyn, wenn ich alle Freude über eine gehoffte Unsterblichkeit verbieten wollte. Aber sich ihr nur selten, und mit großer Mäßigung zu überlassen, ist kein zu strenger Rath. Man kann sich hier gar zu leicht hinreißen lassen, das Mittel in den Zweck zu verwandeln.

Was ich bisher Ehre genannt habe, ist hauptsächlich der Wunsch, von unsern Nachkommen geschätzt und geliebt zu werden, so wie wir es von denen, die mit uns leben, wünschen, oder wie ich erst sagte: Freunde zu sammeln. Dieser Wunsch wird uns nicht leicht zu etwas anderm hinreißen, als vielleicht den Nutzen, den wir für diese Freunde stiften können, uns oft und von vielen Seiten vorzustellen. Wie viele ermuntert Young nicht aus

einem Schlafe des Leichtsinns oder der Gleichgültigkeit. Und die, die nicht mehr leichtsinnig oder gleichgültig sind, wie belebt er nicht ihre Empfindungen! wie erhebt er sie zu seinen eignen! wie lehrt er Gott anbeten! wie lehrt er sie Christen bleiben! Und die Vorempfindung von allem diesem, die sollte nicht erlaubt, nicht hohe himmlische Freude seyn dürfen?

Ein Brief
über
die Moden.

Zuerst gedruckt in dem Nordischen Aufseher
1. Band 45. Stück.



Mein Herr Aufseher!

Endlich habe ich, nach vielem Bitten, durch einen meiner Koppenhagener Freunde, ein Exemplar vom Nordischen Aufseher erhalten. Wie geht es doch zu, daß man ihn außer Koppenhagen nicht hat? Sind Sie zu bescheiden oder zu stolz? Glauben Sie, daß der Geschmack sich itzt ganz nach Norden zieht, und daß Ihre Nachbarn ihn gar drüber verlieren? Oder ist Ihr Verleger schuld? Macht ers etwa wie viele Fabrikanten, die aus bloßer Bequemlichkeit ihre Waaren so theuer verarbeiten, daß sie nicht aus dem Lande geschickt werden können? Die Ursache mag seyn, welche es will, so rathe ich Ihnen, daß Sie diesen Fehler verbessern. Wird Ihr Vergnügen nicht größer, je mehr Sie nützen? Wollen Sie weniger ausgebreitet als Ihr Vater seyn?

Doch ich habe Sie itzt gelesen. Mit vielem Vergnügen, das versteht sich. Aber auch mit vieler Verwundrung, daß sie bisher fast nichts vom Frauenzimmer gesagt haben. Sie können unmöglich zu den Männern gehören, die diese liebenswürdige Hälfte des menschlichen Geschlechts nur allein in die Schönheit eingränzen. Sie sind gewiß nicht verheirathet,

und haben auch wenig Umgang mit schätzbaren Frauenzimmern, sonst könnten Sie so nicht schweigen. Oder sind Ihre Däninnen nicht eben so liebenswürdig, oder weniger fehlerhaft als unsre Deutschen sind? Denn Fehler, Fehler haben sie bey ihren Vorzügen! und diese wollte ich eben, daß Sie bessern sollten. Vielleicht kann ich Ihnen mit einigen Anmerkungen dienen. Denn meine Liebe zu diesem schönen Geschlecht macht, daß ich sehr viel Umgang mit ihm habe. Auf daß Sie mich aber nicht etwa für einen jungen übertriebnen Bewunderer der Schönen halten, so muß ich Ihnen sagen, daß ich beynahe ein Greis bin; und durch eine vortreffliche Frau, die mir seit einigen Jahren gestorben, in den Umgang der Frauenzimmer aufgenommen bin. Diese meine selige Clarissa hat mich mit dem ganzen Werthe ihres Geschlechts bekannt gemacht. Ihre gebildete Seele hat mir gezeigt, daß unter der Seele eines Frauenzimmers und der Seele einer Mannsperson schlechterdings kein Unterschied ist. Viele von uns räumen den Empfindungen der Frauenzimmer mehr Feinheit ein, als den unsern. Vielleicht ist dieser Unterschied nicht wirklich. Vielleicht gewöhnen wir uns nur selbst zu einer gewissen Härte, so wie die Frauenzimmer sich nur zu einer gewissen Leichtsinnigkeit gewöhnen. Wenigstens kann die Feinheit der Empfindung und die Stärke des Geistes sehr gut zusammen stehn, das habe ich alles an

meiner vortrefflichen Clarissa gesehn. Sie werden sagen: es ist sehr selten eine Clarissa zu finden. Sie haben recht. Aber es ist eben so selten, eine Mannsperson, wie meine Clarissa zu finden! Und, wie die Männer noch immer sehr schätzbar sind, an denen man nur einzelne Züge von ihr findet, so sind es die Frauenzimmer mit diesen einzelnen Zügen gleichfalls. — Ach, mein Herr Aufseher, ich schäme michs zu sagen, daß wir fast an allen Fehlern der Frauenzimmer selbst schuld sind! Wir haben einmal das Regiment in der Republik. (Vielleicht hat die Einrichtung unsrer Körper eben so viel Theil hieran, als die Einrichtung unsrer Seele, denn dieser Unterschied ist wesentlicher.) Warum richten wir die Erziehung der Töchter nicht besser ein? Die meisten Väter überlassen eben so leichtsinnig (Leichtsinn wollen wir uns doch nicht gerne vorwerfen lassen!) die Erziehung der Töchter ihren Müttern, oder wohl gar den noch schlechtern Französinnen, als sie sonst die Mütter gewählt haben. Die Mutter handelt nach Hümeür, (denn Hümeur ist fast der ganze Charakter der Frauenzimmer) die Tochter lernt gleichfalls darnach handeln, welches sie nicht thun würde, wenn der Vater es für wichtig genug hielte, seine Tochter selbst zu bilden, und seinen künftigen Schwiegersohn, und alle seine Nachkommen dadurch glücklich zu machen. Ich will davon schweigen, daß wir selbst die Frauenzimmer, mit allen ihren Feh-

lern, so sehr bewundern, daß sie entweder glauben, es sind keine Fehler, oder, sie dürfen sie nur dreist behalten, weil sie uns dennoch so sehr gefallen.

Wenn die Frauenzimmer lernten, einen bestimmten Character haben, wie glückselig wären denn sie und wir! (Es ist traurig, daß fast nur die Spielerinnen ihn haben! Möchten die weniger bestimmt seyn!) Aber sie beschäftigen sich nur gar zu sehr mit dem, was sie scheinen wollen, ohne darauf zu denken, was sie sind.

Ich kann mit Recht dem Frauenzimmer keine Liebe zur Gemächlichkeit Schuld geben, wie einige thun. Ihre Moden selbst beweisen das Gegentheil. Und was ist den Meisten wichtiger als die Moden? Wenn sie wirklich etwas lieben, so sind es die Moden, und zur Mode machen sie alles. Aber ich bin manchmal sehr zweifelhaft, ob sie etwas lieben.

Cidalise opfert ihren Mann, ihre Kinder, ihre Bequemlichkeit, alles ihrem Schooßhunde auf. Ich habe keine zärtlichere Miene gesehn, als die, womit sie Bellinen ansieht. Unterdeß getraue ich mir nicht zu behaupten, daß Cidalise Bellinen liebt. Sie liebt nur die Mode der Schooßhunde. Wenn es doch auch einmal Mode würde, die Männer zu lieben! Wie vielen Männern würde ihr Leben erträglich dadurch werden! Alle Moden sind möglich. Unsre Damen lachen über die Pantins ihrer verstorbnen

Tanten; unsre Töchter sehn den Potpourri ihrer Mütter schon mit Verachtung an. Die Schooßhunde scheinen sich zwar durch alle Jahrhunderte behaupten zu wollen, doch ist es möglich, daß sie einmal von den Männern vertrieben werden. So wie die Lokken den Pudel, der Chignon die Locken, und die Flechten den Chignon vertrieben haben. Das Frauenzimmer ist sehr zur Nachahmung geneigt. Hätte meine Clarissa nur länger gelebt! Sie wurde sehr nachgeahmt, und hatte mich sehr lieb. — —

Ich sagte erst: das Frauenzimmer macht alles zur Mode. Sie machen leider die Tugenden auch dazu! Und wenn eine Sache erst eine Mode ist, wie sehr wird sie dann nicht übertrieben! In der Stadt, wo ich lebe, ist itzt das Mitleiden die Hauptmodeempfindung. Wie schön, wie sehr dem Herzen eines Frauenzimmers angemessen, ist das Mitleiden! Aber wenn es eine Mode wird! — — Wenn es sich nur allein auf die Insecten einschränkt! — — In unsrer Stadt wird keine Spinne, keine Mücke mehr getödtet, obgleich der Haß zu den Spinnen sich wie die Liebe zu den Schooßhunden behauptet. Ich wäre neulich bald für einen Atheisten gehalten, und aus allem meinem Umgange verstoßen worden, wie ich, ohne es zu sehn, eine Schnecke zertrat. Ich glaubte gestern, mich sehr gefällig zu erzeigen, wie ich a Araminthens Wand eine ungeheure Spir

tödten wollte. „Um des Himmels willen, was machen Sie! schrie sie, tödten Sie mir die arme Spinne nicht! sie sitzt schon acht Tage da.“ Ich machte große Augen. „Seit' wann haben Sie denn den Abscheu der Spinnen verloren?“ ... „Nichts weniger als das! ich fürchte mich noch eben so sehr, und wenn sie anfängt zu kriechen, so lauf ich zum Zimmer hinaus“ ... „Soll ich sie denn nicht tödten?“ ... „Ein Geschöpf tödten! Viel lieber wollte ich ein andres Zimmer bewohnen.“ Ich wünschte erst den Männern etwas von der Liebe zu den Schooshunden; itzt möchte ich dem armen Gesinde etwas von dem Mitleiden mit den Insecten wünschen. Denn diese Tugend ist noch nicht Mode geworden. Dieses Mitleiden wohnt in den zarten Herzen der Schönen noch nicht! Ich sahe neulich dieselbe Dame ihrem Kammermädchen, wegen eines leichten Versehns, eine Maulschelle geben, die eine Stunde vorher die Mücke nicht hatte tödten wollen, die ihre schöne Hand zerstach.

Man kann sich itzt nicht mehr beklagen, daß unser Frauenzimmer sich nur um Handarbeit und Wirthschaft bekümmert. Diese Mode fängt an zu veralten. Ganz neulich sagte noch eine junge Dame zu mir: Es wäre nicht verantwortlich, daß ein vernünftiges Geschöpf sich um die Wirthschaft bekümmern sollte. Das Leben würde ihr unerträglich dadurch. Sie

würde es künftig auch nicht mehr thun. Hingegen legt man sich auf Sentiments und Wissenschaften. Meine Clarissa hatte einige Sprachen gelernt, weil sie das Vergnügen und den Nutzen davon fühlte: itzt lernt die ganze Stadt englisch, ohne daß Ein Buch in dieser nützlichen Sprache gelesen wird. Es möchte denn seyn, daß ein Frauenzimmer, zur Zeit wenn die Passage am stärksten ist, sich mit einem englischen Buche in die Gartenthür setzte.

Wenn man die Bedeckung unsrer itzigen Frauenzimmer mit der Entblößung vor zehn Jahren vergleicht; so sollte man denken, die Keuschheit wäre auch eine Modetugend geworden. Doch, ich muß es gestehn, sie legen aus denselben Ursachen einen Fichú um ihre Brust, als sie eine hohe Feder an ihre Stirne stecken: beydes ist Mode. Celine hat es sogar gelernt, sich zu bedecken, die zärtliche Celine! die nur ihr Haar im Sommer pudert, und im Winter nicht. Denn Celine ist viel zu delikat, als daß sie im Winter ein Fenster öffnen könnte, und zugleich viel zu delikat, als daß ihr der Puderstaub, ohne Schaden, auf die Brust fallen sollte. Celine verhüllt sich itzt in die Saloppe, wenn sie von einer Stube in die andre geht, dieselbe Celine, die vor einigen Jahren den kältsten Herbstabenden, in freyer Luft, mit ihrer bloßen Brust trotzte. War sie damals stärker, wie itzt? Ach nein, sie klagte

eben so sehr. Warum bedeckte sie sich denn damals nicht? Die Saloppen waren noch nicht Mode.

Es ist sehr traurig, daß auch die Religion unter den Modesentiments leidet! Diese Sache ist zu ernsthaft, als daß ich viel davon sagen sollte. Unterdeß ist es gewiß, daß ich Frauenzimmer kenne, die sich vornehmen, eine Christin, eine Zweiflerin, und eine Freygeistin zu seyn, auf dieselbe Art, wie sie sich vornehmen, eine Mode mit zu machen.

Ein ganz wenig fängt die eheliche Zärtlichkeit an, sich zu einem Modesentiment bilden zu wollen. Aber ich fürchte sehr, daß sie sich nicht recht entwickeln wird. Urtheilen Sie Selbst, mein Herr Aufseher, ob dieß Zärtlichkeit ist: Man wünscht, der Mann möchte verreisen, um die Freude zu haben, ihn wieder zu sehn. Man liebt seinen Mann über alles in der Welt; aber man ist so verschämt, daß man aus Pflicht seinen Kuß erträgt. Man herrscht schlechterdings nicht; aber bey jeder Sache fragt man: Und du wolltest mir das nicht zu Gefallen thun? ohne daß der arme Mann ein einziges mal Gelegenheit bekommt, das wieder zu sagen. Mit der Zärtlichkeit zu den Kindern will es noch nicht so recht fort. Es sey denn, daß Sie das Zärtlichkeit nennen, wenn man ein Kind für das andre wählt, weil es der Frau Mutter so ähnlich ist, weil man sieht, daß

man seine Humeurs, sein Zieren und Parademachen, so leicht in der Tochter Character eindrücken kann. Diese liebt man fast mit einer Insectendelicatesse. Man glaubt, sie hat ein Fieber, wenn sie blaß ist, und schwatzt ihr so viel davon vor, daß sie bald die Mode, krank zu seyn, lernt. Man erhebt alles an ihr, was sie thut, sogar die Fehler. Will sie sich nicht um die Wirthschaft bekümmern, so ist ihre Seele zu erhaben dazu. Fürchtet sie sich vor allem, so ist es Weiblichkeit. Erzürnt sie sich, so ist sie lebhaft. Wird sie nicht aus Krankheit blaß, so ist es doch aus Empfindung; ihre Seele fühlt, leidet so stark! (dieß sind auch Modeausdrücke.) Wir machen sie zu einer Phantastin, wie wir selbst sind. Doch verzweifle ich an nichts. Vielleicht daß sogar die seit dem Paradiese veraltete Mode, die Kinder selbst zu stillen, noch einmal wieder aufkommt. Denn die Unbequemlichkeit scheut man nicht, wenn es auf eine Mode ankommt. Sogar aus Freundschaft, denn die Freundschaft war auch einmal Mode, ob sie gleich itzt schon anfängt, das Alter des Chignons zu erreichen, aus Freundschaft lief Cynthia des Nachts zu ihrer Freundin, denn ihr hatte geträumt, ihrer Freundin Haus brenne. Den andern Tag kam ihre Schwester nieder. Es war ihrem zärtlichen Herzen nicht möglich, dabey zu bleiben; sie lief davon, und ließ ihre Schwester ohne Hülfe.

Hundert Moden übergehe ich, weil sie nicht so neu mehr sind. Und wer wollte von einer alten Mode sprechen. Die Mode krank zu seyn, haben Sie Selbst schon bemerkt. Sie will noch nicht veralten. O daß die Mode, gesund zu seyn, einmal wieder aufkäme! Vielleicht stellt sie sich mit dem Selbststillen zugleich ein. Sie sehn, wie voller Hoffnung ich bin.

Eine Mode muß ich noch anführen. Mit der Mode, witzig und gelehrt zu seyn, hat sich eine gewisse Zuversichtlichkeit eingeschlichen, ich hätte bald Frechheit gesagt, von allen Dingen zu sprechen, ohne etwas davon zu verstehn. Sie können ganz sicher seyn, daß hier in ..... kein Frauenzimmer eine Sylbe mehr weiß, als sie Ihnen in der ersten Visite erzählt. Sie entscheiden alles, wie eine Universität. Mit der Mode zu erröthen, hat sich überhaupt die ganze Mode der Bescheidenheit verloren. Man spricht von Monaden, von vorherbestimmter Harmonie, so wie von einer italienischen Arie, oder einem französischen Chanson. Man versteht von der Arie so viel, als von der Harmonie, aber man spricht von beyden. Zeit, Ort, Nation, Helden und Dichter, alles wird verwechselt, aber man schweigt doch nicht. Man handelt in einem Besuche von der Arzney und der Anatomie, von der Jurisprudenz und der Optik. Neulich verwechselte ein Frauenzim-

mer Alexander Magnus und Eduard Young. Man lächelte, aber sie erzählte uns dennoch den andern Tag von dem dreyßigjährigen punischen Religionskriege. Sollten Ihre Frauenzimmer diese Modezuversichtlichkeit auch haben, so bitte ich Sie, es dahin zu bringen, daß es Mode wird, daß sie folgende Verse auswendig lernen, oder wenigstens in ihre Schreibtafel schreiben. Sie werden es desto eher thun, weil sie in der Modesprache, zwar nicht von Alexander Magnus, aber doch von Eduard Young geschrieben sind.

Naked in nothing should a woman be.
But veil her very wit with modesty.
Let man discover, let not her display,
But yield her charms of mind with sweet delay

H*** den 6. Sept. 1758.

M.

Es ist uns unbekannt geblieben, warum Klopstock diesen Aufsatz nicht mit aufgenommen hat in die Sammlung, die Er von Meta's Schriften veranstaltete. Hier schien derselbe nicht fehlen zu dürfen.

Nachstehende fünf Aufsätze Klopstocks, die sämmtlich in dem Nordischen Aufseher zuerst gedruckt sind, schienen um ihres Inhaltes willen hier den passendsten Platz in der Reihe seiner Werke zu finden. Sie sind mit vielen von ihm selbst gemachten Veränderungen abgedruckt.

Vermischte Aufsätze.



Von der besten Art über Gott zu denken.

Man könnte unser Leben in eigentlichen Schlaf, in Schlummer, und in wirkliches Wachen, eintheilen. Der Schlummer wäre nicht etwa nur das Pflanzenleben, oder, welches noch schlimmer ist, dasjenige thierische Leben, da die Seele um des Leibes willen da zu seyn scheint; den Schlummer, den ich meyne, hebt auch selbst unsre äusserste Geschäftigkeit nicht auf. Das wirkliche Wachen wäre derjenige glückliche Zustand unsrer Seele, da wir entweder Gott denken, oder etwas, das Gott geboten hat, und zwar weil er es geboten hat, thun. Nur von dem, der wirklich wacht, kann man sagen, daß er wirklich lebt. Ihr seyd nun bald achtzig Jahre alt; wie lange habt ihr gelebt? Oder, ihr seyd nur erst dreyßig alt; wie vermuthet ihr, daß ihr diese Frage in eurem achtzigsten beantworten

werdet? Und, wenn sie Gott nach eurem Tode an euch thäte? — Wofern der Unendliche nicht spielte, als er uns schuf, so ist diese Sache erstaunlich ernsthaft!

Ich weiß wohl, daß wir und alle andre moralische Wesen mehr zum Thun, als zum Denken, gemacht sind. Allein, da das Thun allezeit von dem Denken begleitet werden muß, da es eine gewisse Art zu denken giebt, die schon halb Handlung ist, und da sogar einige Gedanken völlig als Thaten von Gott angesehen werden: so hat man nicht zu befürchten, daß man von einer Kleinigkeit rede, wenn man von demjenigen Theile unsers wirklichen Lebens redet, der im Denken besteht.

Welche von allen Arten, über das erste Wesen zu denken, ist die beste?

Ich sehe die Schwierigkeiten einer Antwort auf diese Frage in ihrem ganzen Umfange ein; aber gleichwohl halte ich sie nicht für so groß, daß ich dem Recht geben würde, der mir, vielleicht mit vielen tiefsinnig scheinenden Gründen, sagte, daß man sich gar nicht darauf einlassen sollte.

Eh ich meine Untersuchung anfange, muß ich einigen meiner Leser sagen, daß, wie es eine wirkliche Glückseligkeit ist, sich nur überhaupt vorzustellen, daß man existirt, ohne dabey die verschiednen Arten unsers Daseyns zu zergliedern, daß es auch eine wirkliche und viel höhere Glückseligkeit ist, uns

überhaupt bewußt zu seyn, daß wir fähig sind, Gott — den Unendlichen — zu denken! Fast alle Beweise für die Unsterblichkeit der Seele aus der Vernunft werden den, der so unglücklich ist, kein Christ zu seyn, nur zweifelhafter machen. Aber das Bewußtseyn dieser unsrer höchsten Fähigkeit ist ein Beweis, der wie die Sonne leuchtet. Ich kann Gott, wie unvollständig meine Begriffe von ihm auch sind, ich kann Gott denken! Ich bin unsterblich! Derjenige, der Gott, auch nur Einen Augenblick, gedacht hat, sollte nicht unsterblich seyn? So kann ich fragen; und ein Erzengel, dem sich Gott nicht unmittelbar offenbart, wie sehr er seine höhern Kräfte auch fühlt, fragt eben so.

Da die Anführung dieses Erweises nur eine Erläuterung des vorigen ist, so setze ich ihn nicht weiter fort. Ich könnte ihn so fortsetzen: Und ich darf Gott lieben! Der, welcher Gott, auch nur den hundertsten Theil eines Augenblicks, geliebt hat, sollte nicht unsterblich seyn?

Aber welche ist die beste Art, über Gott zu denken? Man könnte sagen, wir müßten uns mit allen Arten so bekannt machen, daß wir zu der Zeit, da wir zu der einen nicht fähig genug wären, zu der andern unsre Zuflucht nehmen könnten. Ich habe nichts dawider. Denn alles, was uns zu Gott führen kann, ist höchst wichtig. Gleichwohl glaube ich, daß es eine von unsern vornehmsten Pflichten ist,

uns an die beste Art, über Gott zu denken, so zu gewöhnen, daß wir die andern beynahe nicht nöthig haben.

Ich hoffe meiner Materie genug zu thun, wenn ich drey Arten beschreibe; ob ich mir gleich nicht anmaße, die Sache dadurch bis auf ihre Nüancen zu bestimmen.

Es giebt eine kalte, metaphysische, die Gott beynahe nur als ein Objekt einer Wissenschaft ansieht, und eben so unbewegt über ihn philosophirt, als wenn sie die Begriffe der Zeit oder des Raums entwickelte. Eine von ihren besondern Unvollkommenheiten ist diese, daß sie in den Ketten irgend einer Methode einhergeht, welche ihr so lieb sind, daß sie jede freyere Erfindung einer über Gottes Größe entzückten Seele fast ohne Untersuchung verwirft. Ich verstehe hier durch Erfindungen neue, oder mindestens feiner bestimmte Gedanken über die Vollkommenheiten des Unendlichen. Ich gebe zu, daß jene Art dem, der noch nöthig hat, sich von dem Daseyn Gottes zu überzeugen, nützlich seyn könne. Der aber, welcher weiß, daß die Sonne scheint, oder, welches eben so gewiß ist, daß Gott existirt, der dieß weiß, und sich auf die angeführte kalte Art über Gott zu denken, allein einschränken wollte, der würde sich dadurch der nicht kleinen Gefahr aussetzen, gar zu selten, oder beynahe gar nicht, Gott, als den unendlich liebenswürdigen, als den über

allen Ausdruck bewundernswürdigen, zu denken und zu empfinden; (denn dieß Denken kann von der Empfindung nicht getrennt werden) er würde sich auch sogar der Gefahr aussetzen, welche er doch am meisten zu vermeiden glaubt, nicht wahr genug von ihm zu denken. Denn wer sich nicht genug erhebt, wer nicht würdig genug von ihm denkt, der denkt auch nicht wahr genug von ihm. Ein solcher Philosoph, wie ich meyne, wirft mir vielleicht ein, daß ich dieß zwar sage, aber nicht erweise. Und ich kann ihm doch hier weiter nichts antworten, als daß der Umstand, daß er den Erweis einer an sich selbst so klaren Sache verlangt, zwar Viele, aber nur ihn nicht überzeugen wird, er habe seinen Verstand durch metaphysische Grübeleyen, denen er sich nicht einmal frey überläßt, sondern die er nur nach einer gewissen Schulmethode zusammensetzt, sehr kurzsichtig gemacht. Weil wir über dieß alles, durch diese Art von Gott zu denken, beynahe unfähig werden, uns zu der höheren, von der ich zuletzt reden werde, zu erheben; so müssen wir auf unsrer Hut seyn, uns nicht daran zu gewöhnen. Unterdeß wird sich ein wahrer Philosoph, ich meyne einen, den sein Kopf, und nicht bloß die Methode dazu gemacht hat, bisweilen darauf einlassen, um sich durch die Neuheit zu verfahren aufzumuntern.

Es giebt eine zweyte Art, die ich die mittlere, oder um noch kürzer seyn zu können, Betrachtung

nennen will. Die Betrachtungen verbinden eine freyere Ordnung mit gewissen ruhigen Empfindungen; und nur selten erheben sie sich bis zu einiger Bewundrung Gottes. Sie können sehr wahr, sehr fromm, und sehr werth seyn oft wieder gedacht zu werden; allein sie thun einer Seele, die sich auf das Aeußerste bestrebt, Gott zu kennen, noch nicht genug, selbst in den Stunden nicht genug, wo ihr Verlangen nach dieser Erkenntniß durch ein gewisses unsrer Einschränkung sehr natürliches Nachlassen gemildert ist. Sie haben überdieß oft die Unvollkommenheit, daß sie uns veranlassen, klein von Gott zu denken. Nicht so würdig, als wir können, nenne ich schon klein von Gott denken. Und dieß geschieht am meisten dadurch, daß sie uns ohne unsern Vorsatz unvermerkt zu glauben verleiten, Gottes Gedanken seyen wie unsre Gedanken. Kurz, die Eigenliebe eines frommen, und in diesen Augenblicken vielleicht recht sehr frommen Mannes verführt ihn, Gott nach sich zu beurtheilen.

Robert Boyle, und man wird doch nicht geneigt seyn, einen Mann, der in allen seinen Handlungen so viel edle Einfalt und ungesuchte Würdigkeit zeigte, deßwegen einen Sonderling zu nennen, weil er in Einer Sache anders, als fast alle Menschen gehandelt hat, und noch weniger wird 'an den einen Heuchler nennen wollen, der seine ıe Frömmigkeit durch eine völlige Vermeidung

aller Scheinheiligkeit so sehr bewiesen hat, Robert Boyle sprach den Namen Gottes niemals anders, als mit einer so tiefen Ehrfurcht aus, daß er nicht anders konnte, als nach der Aussprechung desselben eine Weile stillschweigen, und erst nach diesem merklichen Innehalten, wobey er sein Haupt entblößt gehabt hatte, seine Unterredung fortsetzen. Wie mochte dieser verehrungswürdige Mann seine Empfindungen von Gott, wenn er allein war, ausdrücken? wenn dieser ernste und von allem, was nur geschaffen ist, abgesonderte Tiefsinn zuletzt in Erstaunen ausbrach, in Erstaunen über Gott, das Höchste, außer der Liebe zu ihm, wozu ein endlicher Geist fähig ist!

Sich auf der obersten Stufe dieser Erhebung zu Gott lange zu erhalten, ist in diesem Leben unmöglich; aber sich ihr durch mehr als Betrachtungen oft und lange nähern, ist auch hier möglich, und die höchste aller Glückseligkeiten. Sich der obersten Stufe nähern, nenne ich, wenn die ganze Seele von dem, den sie denkt, (und wen denkt sie?) so erfüllt ist, daß alle ihre übrigen Kräfte von der Anstrengung ihres Denkens in eine solche Bewegung gebracht sind, daß sie zugleich und zu einem Endzwecke wirken; wenn alle Arten von Zweifeln und Unruhen über die unbegreiflichen Wege Gottes sich verlieren; wenn wir uns nicht enthalten können, unser Nachdenken durch irgend einige kurze Ausrufungen der

Anbetung zu unterbrechen; wenn, wofern wir darauf kämen, das, was wir denken, durch Worte auszudrücken, die Sprache zu wenige und schwache Worte dazu haben würde; wenn wir endlich mit der allertiefsten Unterwerfung eine Liebe vereinigen, die mit völliger Zuversicht glaubt, daß wir Gott lieben können, und daß wir ihn lieben dürfen.

Wofern man im Stande wäre, aus der Reihe, und daß ich so sage, aus dem Gedränge dieser schnell fortgesetzten Gedanken, dieser Gedanken von so genauen Bestimmungen, einige mit Kaltsinn herauszunehmen, und sie in kurze Sätze zu bringen; was für neue Wahrheiten von Gott würden oft darunter seyn!

Die Erreichung der obersten Stufe in dieser letzten Art über Gott zu denken, ist ein Zustand der Seele, da in ihr so viele Gedanken und Empfindungen auf Einmal und mit einer solchen Stärke wirken, daß, was alsdann in ihr vorgeht, durch jede Beschreibung verlieren würde. Folgendes Fragment aus einem Gedichte drückt etwas davon aus. Henoch redet.

Als ich das kleine Leben noch lebte, da noch die Stunde
Meiner neuen Herrlichkeit säumte; da saß ich oft einsam

An der Ceder im Haine; dann rauschten wallende Lüfte
Durch die Ceder ihr Leben; es fühlten sich alle Naturen
Um mich herum: ich aber empfand die unsterbliche Seele!
Damals, o! da schon ergriff mich in Stunden, die ich noch segne,
Oft, mit so unaussprechlicher Neuheit und Wonne, der beste
Aller Gedanken, der große Gedanke, vom ersten der Wesen!
Daß von seinem Anschaun die Seele zur tiefsten Bewundrung
Schauernd hinunter erstaunte! so neu, so niemals empfunden
War sein Gefühl mir! Ich rief, der zitternde Mund nicht! der starrte!
Jede Stimme war todt! der Athem stand bebend! Das Leben
Stutzt', hielt inne! Die Zeit ging nicht fort! Doch laut aus der Tiefe,
Laut, mit allen Empfindungen, rief die betende Seele:
O wer bist du? — Wer bist du? — du Wesen der Wesen, wer bist du?
Gott! — unendlich! — der Erste! — da war es einsam! — du Schönster

Wesen ohn' Ursprung! — doch war's nicht ewig einsam! du Liebe!
Ach! — (nun kam mir die Stimme zurück, nun flossen die Thränen!)
Ach! mein Schöpfer! mein Gott! ich vergeh' in den mächtigen Freuden!
Dicht, denn dicht um mich ruht deiner Allgenwart Fülle!

Betrachtungen über Julian den Abtrünnigen.

Man könnte gute Gründe anführen, wenn man behaupten wollte, daß es nicht mehr nöthig sey, die Freygeister zu widerlegen. Sie hätten ja, könnte man sagen, anstatt die starken Beweise, mit denen sie bestritten worden sind, zu beantworten, bloß ihre alten, oft widerlegten und nicht selten lächerlichen Einfälle, bis zum Ekel, wiederholt. Man müßte also warten, bis sie nicht allein etwas neues, sondern auch etwas sagten, das die Mühe einer Beantwortung verdiente, ehe man sich, ihr verdrießliches Geschwätz zu untersuchen, von neuem einließe.

Ich würde von dieser Meynung seyn, wenn die Gründe für das Gegentheil nicht noch besser wären. Die meisten von denen, die durch die Freygeister verführt werden können, haben die Vertheidigungen der Religion nicht gelesen, oder sie haben sie doch nicht

genug studiert; und wenn sie sogar beydes gethan haben, so wird es ihnen doch immer angenehm und nützlich seyn, die ihnen bekannten Wahrheiten in einem andern Kleide, und wo das nöthig war, richtiger bestimmt zu sehn.

Zu diesem Hauptgrunde kommen noch besondre Gründe. Der alte Voltaire fährt noch immer fort, sich über die Sterblichkeit seiner Seele durch die Unsterblichkeit seines Namens zu trösten. Es ist nicht lange her, daß Bolingbroke der Welt ein ungemeines Vermächtniß hinterlassen hat, in welchem er mit der feurigsten Beredsamkeit gegen die Religion wüthet. Hume ist nicht besser gegen sie gesinnt, obgleich seine Art zu denken und zu schreiben so fein ist, daß man ihn beynahe nur für einen bloßen Zweifler halten sollte.

Diese drey großen Lehrer des Unglaubens schreiben so schön, sie umkränzen ihren Giftbecher mit so ausgesuchten Blumen, daß sie allein, auch ohne die vorher angeführten Ursachen, mich veranlassen würden, einige meiner Blätter der Vertheidigung des Christenthums zu widmen. Meine Absicht ist gleichwohl nicht, sie ausdrücklich zu widerlegen. Denn ich schreibe keine Streitschriften. Ich will nur überhaupt eben das für die Religion thun, was sie wider dieselbe unternehmen; ob es gleich bisweilen geschehn kann, daß ich sie da, wo sie die Vernunft am feinsten zu verwirren suchen, etwas genauer beurtheile.

Wenn die Freygeister ihre Sache nur einigermaßen unpartheyisch und ernsthaft überlegen wollen, so muß es ihnen wirklich ein wenig verdrießlich seyn, daß sie mit ihren Angriffen viel zu spät kommen. Wer hiervon noch nicht überzeugt genug ist, der darf sich nur erinnern, was Julian, der Apostat, wider die Religion vergebens gethan und geschrieben hat. Seit ihm hat es keinen Freygeist gegeben, der so viel dawider unternommen hätte, oder zu unternehmen im Stande gewesen wäre. Es ist schwer den Character dieses sonderbaren Mannes, denn diesen Beynamen verdient er vorzüglich vor allen andern, die ihm die Schmeicheleyen seiner ehemaligen und itzigen Proselyten gegeben haben, ich sage, es ist schwer, seinen Character genau zu entwickeln. Unterdeß glaube ich, daß ihn folgende Abbildung nicht verfehlt. Er war von Natur in Absicht auf die Wollust außerordentlich mäßig; aber er hielt sich, wegen dieser ihm nunmehr so leichten Tugend, dadurch vollkommen schadlos, daß er sich seiner heißen Ehrbegierde ganz überließ. Wenn er die Vielgötterey eben so gewiß glaubte, als er sie eifrig wiederherzustellen suchte; so ist er einer der merkwürdigsten Enthusiasten gewesen, die es jemals gegeben hat: und hat er jenes nicht gethan, so übertrifft er die künstlichsten Heuchler. Der enthaltsame, der philosophische, der ernsthafte Julian, der Kaiser, der Nachahmer Antonins

tanzte bey einem öffentlichen Aufzuge mitten unter Priesterinnen der Venus, die dafür bekannt waren, daß sie ihrer Göttin an diesem Tage auf eine Art, die ich nicht beschreiben will, dienten. Aeskulap selbst hat ihm oft die Mittel angezeigt, durch die er geheilt worden ist. Jupiter sey sein Zeuge, daß er die Wahrheit sage. Er war in vielen Dingen nichts weniger als ein Originalgenie. Seine ganze Philosophie war die verwirrte verdorbne platonische Philosophie seiner Zeiten. Der Geschmack der Rhetoren seiner Zeiten war der seinige, bloß daß er in einigen Stellen seiner Satyren und seiner Briefe besser schreibt. Wie lächerlich künstlich ist nicht das Meiste seiner Lobreden!

Seine Regierung folgte auf eine weichliche; man bemerkte es daher mehr, daß er wieder römisch regierte, und dieß würde beynahe sein einziges Verdienst gewesen seyn, wenn er nicht auch die Wissenschaften und ihre Vertrauten auf eine Art, die ihm Ehre macht, geschätzt hätte. Er hätte es mit so vielen kleinen Seelen gemein, daß er durch den Krieg berühmt werden wollte, und vielleicht befürchtete er von der Nachwelt, mit unter den großen Haufen der Helden geworfen zu werden; daher suchte er die Unsterblichkeit seines Namens durch eine neue Stütze, nämlich durch die Ausrottung der christlichen Religion, zu befestigen. Diese Unternehmung ist ihm auch in so fern gelungen, daß ihn die Geschichte

viel öfter nennt, als sie sonst thun würde. Dieß ist, wie mich däucht, ein sehr wahrer Entwurf seines Characters; es würde überflüßig seyn, ihn weiter auszubilden.

Wir wollen bey seiner Unternehmung, die christliche Religion zu vertilgen, und die heidnische wieder einzuführen, stehn bleiben. Er bemühte sich, dieser einen neuen und ihr vortheilhaften Anstrich zu geben. Er verband seine enthusiastische Philosophie mit derselben. Er befahl seinen Priestern, auch durch das Beyspiel ihrer Tugend, wie die Christen, zu lehren. Er ließ sie öffentliche Anstalten zur Versorgung der Reisenden und Armen machen. Die Vielgötterey hatte noch niemals mit dem Christenthume auf diese Art um den Vorzug gestritten. Er dachte sehr richtig darin, daß er die Christen nicht mit dem Schwerte verfolgte; ob er gleich nicht immer seinen Haß gegen sie völlig zu verstellen wußte. Denn bisweilen begegnete er ihnen offenbar ungerecht und grausam. Ueberhaupt aber suchte er seinen großen Plan mit vieler Klugheit auszuführen. Er verbot das Lesen der heidnischen Scribenten in den christlichen Schulen. Er glaubte ihnen auf diese Art den guten Geschmack und mit ihm alles zu nehmen, was er zur Unterstützung der Religion beytragen kann. Einige werden dieß für einen geringen Verlust der Christen halten; aber Julian, der vielleicht niemals richtiger als hierin gedacht hat, hielt es mit

Recht für einen sehr wichtigen Verlust. Er suchte die Christen durch Uneinigkeiten zu schwächen. Es wurde ihm desto leichter, dieses zu thun, weil er dabey, indem er die Bischöfe der verschiednen Secten, und bisweilen sogar den Pöbel mit ihnen vor sich disputiren ließ, sich seiner Lieblingsneigung, der Spötterey, überlassen konnte. Doch dieß alles war ihm gleichwohl noch nicht genug. Er glaubte nichts gethan zu haben, so lange ihm noch etwas zu thun übrig sey. Er schrieb also auch gegen die Christen. Allein weßwegen sind diese Schriften verloren gegangen? Die Christen haben sie auf die Seite geschafft, werden einige sagen. Als wenn mittelmäßige Schriften nicht eines sehr natürlichen Todes stürben, wenn sie von sich selbst untergehn. Wir haben aber seine Lobreden noch, und diese sind doch gleichwohl (selbst seine Bewunderer müssen dieses zugestehn) sehr mittelmäßig. Dieser Einwurf würde von einiger Erheblichkeit seyn, wenn nicht schon oft der Zufall gewollt hätte, daß Schriften von dieser Art auch ihrer verdienten Strafe entgangen wären.

Seine Schriften gegen die Religion sind wahrscheinlich seine letzte Unternehmung gegen dieselbe gewesen. Nicht lange vorher hatte er es unternommen, die Juden wieder zu einem solchen Volke zu machen, als sie vor dem Gerichte, das über sie erging, gewesen waren. Er hatte keine geringere Absicht, als die Weissagung des Messias unwidersprech-

lich zu widerlegen. Niemals ist größere Kühnheit und mehr Ueberlegung vereinigt worden, um das äußerste zu wagen. Ich werde von dieser außerordentlichen Begebenheit, welche die einzige in ihrer Art ist, in einem der folgenden Blätter reden. Nach derselben scheinen mir seine Schriften wider die Religion derjenige unter allen seinen feindseligen Anfällen zu seyn, der am meisten Aufmerksamkeit verdient. Sie sind nicht ganz untergegangen. Ein Bischof hat in einer Widerlegung derselben einige Fragmente davon erhalten. Es verdient die Mühe zu sehn, was für Gründe diesen mächtigen Philosophen bewogen haben, das Christenthum mit einem solchen heißen Eifer vertilgen zu wollen.

Er glaube, sagte er, es sey gut gethan, wenn er die Ursachen öffentlich anzeige, die ihn dahin gebracht hätten, die Lehre der Galiläer für eine menschliche und boshafte Erfindung zu halten. Sie habe nichts Göttliches! sie mißbrauche diejenige Kraft der Seele, die sich von dem Fabelhaften, dem Kindischen und dem Unsinnigen fortreißen lasse. Dieß ihr Geschwätz von Wundern solle bey ihr ein Beweis der Wahrheit seyn.

Ich mache hierüber weiter keine Anmerkung, als daß wir von dem, der uns dieß von der christlichen Religion sagt, die gewissenhafteste Wahrheitsliebe und die strengste Richtigkeit bey der Beurtheilung derselben erwarten.

Im folgenden, (da ich nur Stellen aus Fragmenten anführe, so kann meine Absicht nicht seyn, sein System, wenn er anders eins gehabt hat, zu zeigen) vergleicht er die Erzählung Mosis und Platons von der Schöpfung, und giebt diesem den Vorzug, weil der oberste Gott den Untergöttern befohlen habe, die menschlichen Leiber, die Thiere und die Pflanzen hervorzubringen. Diesen merkwürdigen Triumph zu halten führt er beyde Stellen ganz an. Die Vortrefflichkeit der Stelle Platons sucht er sogar durch einen Commentarius, den er darüber macht, zu erweisen. Der Vorzug der platonischen Erzählung soll darin bestehn, daß der oberste Gott nichts Sterbliches gemacht habe.

Aber gleichwohl war dieser oberste Gott der Schöpfer der Untergötter, und überdieß willigte er nicht nur darein, daß sie das Sterbliche erschaffen möchten, sondern er führte auch sogar zur Ursache an, daß das Ganze ohne die sterblichen Geschöpfe nicht vollkommen seyn würde.

Er führt an, daß Gott gesagt habe: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey; ich will ihm eine Gehülfin machen. Dieß ist, sagt er, schlechterdings fabelhaft. Denn wie ist es vernünftig zu denken, daß Gott nicht vorher wisse, daß diejenige, die er zu einer Gehülfin macht, demjenigen, der sie bekommt, nicht zum Nutzen, sondern zum Schaden gereichen werde.

Ich habe überhaupt die Absicht nicht, Julian, indem ich einige seiner Fragmente wider die Religion anführe, umständlich zu widerlegen. Aber würde dieß, wenn ich jene Absicht auch hätte, wohl eine Widerlegung verdienen?

Daß es einen Mars, eine Minerva und einen Mercurius gebe, und daß jeder von ihnen gewisse Einflüsse auf die verschiednen Völker habe, beweist er dadurch, daß die Gallier und die Deutschen kühn, die Griechen und die Römer überhaupt gesittet und menschlich wären, und diese Eigenschaften mit der Standhaftigkeit und dem kriegerischen Geiste verbänden; die Egypter wären feiner, künstlicher, die Syrer unkriegerisch und zärtlich, aber klug, lebhaft, leichtsinnig und gelehrig.

Die Nachricht von der Erbauung des babylonischen Thurms ist, seiner Meynung nach, deßwegen eine Fabel, weil man die ganze Erde hätte zu Ziegeln brennen müssen, um nur bis an den Mond zu bauen. Und ihr, beschließt er, die ihr solche Fabeln glaubt, erkühnt euch noch immer, euch die Erkenntniß Gottes anzumaßen?

Moses hat, wie er glaubt, die Lehre von der Vielgotterey vorsetzlich verdunkelt, aber gleichwohl hat er sich verrathen, indem er sagt, daß Viele, die Sprachen der Menschen zu verwirren, heruntergestiegen wären.

Jesus, sagt dieser Unglückliche, ist ungefähr seit dreyhundert Jahren berühmt. Er hat in seinem ganzen Leben nichts merkwürdiges gethan; man müßte denn glauben wollen, daß in den Flecken Bethsaida und Bethania Lahme und Blinde heilen, und Beseßne beschwören, große Thaten wären.

In einer andern Stelle aber sagt er: bald hätte ich das größte der Geschenke des Apollo und des Jupiter vergessen. Jupiter hat unter den Göttern, die nur die Augen des Verstandes sehn, den Aeskulap aus sich selbst gezeugt. Auf die Erde ist er durch das fruchtbare Leben des Apollo gekommen. Da Aeskulap von dem Himmel auf die Erde herunter gestiegen war, so ist er nur einmal in menschlicher Gestalt in den epidaurischen Gegenden erschienen. Von hier ist er weiter fortgegangen, und hat über die ganze Erde seine helfende Rechte ausgebreitet. Er ist zu Pergamus, in Jonien, zu Tarent gewesen. Zuletzt ist er nach Rom gekommen. Er ist auf der Erde und dem Meere überall gegenwärtig; er kommt zu jedem unter uns, und heilt unsre kranken Seelen und Leiber!

Das Gelindeste, was man hierüber sagen kann, ist, daß Julian durch seine offenbare Partheylichkeit sehr unfähig wird, die christliche Religion zu beurtheilen.

Ich würde selbst einigen partheyisch vorkommen, wenn ich nicht auch etwas, das weniger schwach ist,

anführte. Ihr ahmt, sagt er zu den Christen, nur den Juden in ihrer Bitterkeit und Wuth nach, indem ihr Tempel und Altäre verwüstet. Ihr tödtet nicht nur diejenigen, die in ihrer väterlichen Religion geblieben sind; sondern auch eure Ketzer, die doch überhaupt mit euch einerley Irrthum haben. Allein das ist euer eigen Werk. Denn nirgends hat euch Jesus dieß geboten; Paulus auch nicht.

Hierin ist nichts falsch, außer daß die Heiden von den Christen wegen des Götzendienstes wären getödtet worden. Uebrigens scheint mirs eine Schönheit dieser Stelle zu seyn, daß er die Christen an die Menschenliebe Jesu erinnert. In wessen Munde konnte eine solche Erinnrung stärker seyn?

Allein es war gewiß seine Meynung nicht, Jesu hierdurch auch nur einigen Beyfall zu geben. Denn er fährt gleich fort: die Ursache warum euch Jesus und Paulus dieß nicht geboten haben, ist, weil sie nicht hofften, daß ihr jemals so mächtig werden würdet. Sie waren zufrieden, wenn sie das gemeine Volk verführen konnten, oder höchstens solche Leute, wie ein Cornelius und Sergius gewesen sind. Wenn einer von ihren Schülern unter den großen Männern dieser Zeiten (ich rede von des Tiberius und des Claudius Regierung) berühmt geworden ist; so will ich überhaupt die Unwahrheit geredet haben.

Würde sich Julian durch so etwas bloß scheinbares haben blenden lassen, wenn er, wie sein

gewähltes Muster, wie Antonin gedacht, und die Menschen, gleich ihm, in dem rechten Gesichtspunkte angesehen hätte. Wer ist denn wirklich groß? Etwa allein der, welcher sich, die mannichfaltigen Veranlassungen der Geburt und des Glücks zu großen Thaten so zu Nutze macht, daß er die großen Thaten auch wirklich thut? Oder auch der, welcher zwar jene stärkre Veranlassung nicht hat, aber sich von den wenigen und geringen, die er hat, so führen läßt, daß er auch, obgleich keine solche, die von der Geschichte verewigt werden, dennoch wirklich große Thaten thut? Es ist sogar die Anzahl großer Leute von der letzten Art stärker als von der ersten. Denn die Anzahl derer, die Stand und Glück erhöhn, ist überhaupt viel kleiner, als derer, die jene äußerlichen Vorzüge entbehren müssen.

Warum habt ihr unsre Götter verlassen, und seyd zu den Juden übergegangen? Etwa deßwegen, weil die Götter Rom die Herrschaft der Welt gegeben haben, den Juden aber auf kurze Zeit Freyheit und dann Knechtschaft? Er hatte gewiß nicht nöthig, die oft wiederkommne Dienstbarkeit der Juden, auch damit zu erweisen, daß sie von Richtern sind regieret worden. Auf eben die Art könnte man sagen, daß die Römer, selbst in ihren freysten Zeiten Sclaven gewesen wären, und zwar nicht etwa weil sie einen tyrannischen Senat, sondern weil sie einen Senat

gehabt hätten. Aber er ist so erhitzt, daß er das Lächerliche solcher Angriffe gar nicht zu merken scheint.

Jesus, der die Geister beherrschte, der auf dem Meere wandelte, der die Beseßnen befreyte, der, wie ihr behauptet, Himmel und Erde gemacht hat, konnte zu dem Besten seiner Verwandten und Freunde (er redet von äußerlichen Vorzügen) nichts beytragen.

Wie kalt ist dieser Spott in dem Munde desjenigen, der nicht allein die christliche Religion kannte, sondern sogar auf seine Belesenheit in der Schrift eitel war! Denn wenn er darauf verfällt, biblische Stellen anzuführen, so hört er nicht auf.

Er hält sich überhaupt mit vielem auf, das nichts für ihn erweist. Wie weit er hierin auszuschweifen fähig sey, zeigt er besonders in der Stelle, in welcher er einen Bischof schimpft, weil dieser sich hatte einfallen lassen, zu behaupten, daß die Juden auch Hexameter hätten.

Warum findet ihr, sagt er zu den Christen, an den Wissenschaften der Griechen so viel Geschmack, wenn euch das Lesen eurer Bibel zureichend ist? Es ist doch viel wichtiger, den Leuten jene, als die Götzenopfer zu verbieten. Denn Paulus sagt ja selbst, daß diese dem, der davon ißt, nicht nachtheilig seyen; nur das Gewissen der Schwachen, die es sähen, möchte dadurch verletzt werden. Ihr Thoren!

Verlohnt es sich der Mühe, zu erweisen, daß dieß weiter nichts, als eine sophistische Chicane ist?

Hierauf folgt eine Stelle, die uns seine Absicht, warum er das Lesen der heidnischen Scribenten in den christlichen Schulen verboten hat, in ihrem ganzen Umfange zeigt. Durch diese Wissenschaften, sagt er, ist unter euch jeder, der nur einige natürliche Gaben gehabt hat, von der Atheisterey (so nennt er die Verlassung des Heidenthums) zurück gebracht worden. Und wenn ich nicht irre, so wißt ihr es selbst genug, wie sehr unsre Wissenschaften von den eurigen unterschieden sind. Durch die eurigen wird keiner vortrefflich, oder auch nur mittelmäßig gut. Durch die unsrigen aber erhebt sich jeder über sich selbst, wenn er auch gleich von der Natur noch so sehr vergessen worden ist. Aber wenn dieselbe gegen einen unter uns freygebig war, und er sich dann durch unsre Gelehrsamkeit bilden läßt, so wird er einer von denen, die ein Geschenk der Götter zu nennen sind; so zündet er entweder den Wissenschaften ein neues Licht an; oder er wird ein weiser Gesetzgeber; oder auch ein berühmter Eroberer!

Es kommt mir vor, als wenn Julian hier an sich selbst gedacht habe. Doch ohne mich hierbey aufzuhalten, merke ich nur an, erst: daß keine einzige Wissenschaft mit dem Heidenthume und mit dem Christenthume außer der Moral in einer nothwendigen Verbindung stehe, und daß also ein Heide oder

ein Christ überhaupt groß oder klein in den Wissenschaften seyn kann, ohne daß seine Religion dabey in Betrachtung kommt; zweytens: daß uns die Religion zu nichts anderm, als zur Aufklärung unsers Verstandes in Absicht auf die Erkenntniß Gottes und zur Beßrung unsers Herzens gegeben werden konnte. Ich will es daher nicht einmal gegen unsre Widersacher gelten machen, daß die Offenbarung diesen ihren großen Endzweck, oft auch durch Meisterstücke der Poesie und der Beredtsamkeit, erreicht habe.

Er fährt fort: versucht es nur, wählt aus allen euern jungen Leuten, unterrichtet sie in allem dem, was eure Bibel enthält; wenn diese in ihren reifen Jahren besser als Sclaven seyn werden: so will ich ausgeschweift, so will ich gerast haben! Und doch seyd ihr solche Thoren und solche Elende, daß ihr ein Buch für göttlich haltet, durch welches keiner weiser, männlicher, und überhaupt besser, als er war, geworden ist.

Schon damals hätte ihn die Erfahrung von beynahe drey Jahrhunderten von dem Gegentheile überzeugen können. Wenn ich sage, daß uns eine Erfahrung von mehr als siebenzehn Jahrhunderten noch stärker davon überzeugt: so wird man mich mit dem Mißbrauche, den einige Lasterhafte oder Unsinnige von der Religion gemacht haben, nicht widerlegen wollen.

Er hatte sehr recht darin, daß er die Christen wegen ihrer abergläubischen Verehrung der Gräber der Märtyrer anklagte; aber wie sonderbar ist sein Erweis, durch welchen er überzeugen will, daß sie hierin unrecht thun. Ihr seyd in eurer Bosheit so weit gegangen, daß ihr sogar nicht mehr den Worten Jesu gehorchen wollt. Er führt aber die Vergleichung der Pharisäer mit getünchten Gräbern an.

Indem er, ohne die geringsten Ansprüche auf die Kenntnisse, die zur Schriftauslegung gehören, auch nur von sich vermuthen zu lassen, den Christen weitläuftig zu beweisen sucht, (denn er ist überhaupt sehr schwatzhaft) daß sie gewisse Weissagungen falsch von Christo verständen; so wird er von seiner Einbildungskraft so fortgerissen, daß er zwey dieser Weissagungen von David erklärt. Was können wir von einem Philosophen erwarten, der einer Religion, auf die sich, wie er wußte, die christliche gründete, erfüllte Weissagungen zugesteht. Und was waren es denn für Propheten, deren Weissagungen erfüllt worden sind? Sie haben, sagt er anderswo, gerast und nur mit alten Weibern zu thun gehabt!

So ist die Schrift beschaffen, in welcher sich, nach dem Audrucke des Bischofs, der sie widerlegt, die stolze heidnische Stirn gegen die Ehre Christi erhoben hat!

Einige würden viel wenigere Stellen, als ich angeführt habe, und vielleicht Eine genug gewesen seyn, um zu urtheilen, daß Julian sich gar nicht als ein großer Mann in dieser Bestreitung der christlichen Religion gezeigt habe. Sie werden, wenn sie ihn noch nicht von dieser Seite gekannt haben, erstaunt seyn, daß er über diese wichtige Sache, auf deren genaue Beurtheilung ihm so viel ankommen mußte, so schwach gedacht habe.

Für andre waren mehr Stellen nöthig. Und vielleicht lernen auch die Freygeister diesen ihren Liebling dadurch noch besser kennen, als sie ihn bisher gekannt haben. Denn ich habe angemerkt, daß sie mit ihm, wie mit der Offenbarung umgehn. Diese greifen sie an, und haben sie nicht gelesen; und jenen vergöttern sie, und kennen ihn eben so wenig.

Ich hatte anfangs vor, auch aus seinen übrigen Schriften, theils noch einige Feindseligkeiten gegen die Religion, theils solche Stellen anzuführen, welche die besondern Wendungen seines Verstandes und Herzens verrathen, um auf diese Art seinen Charakter ganz auszubilden. Allein ich muß gestehn, daß mir das Lesen seiner Werke so unangenehm geworden ist, daß ich meinen Vorsatz, wenigstens auf einige Zeit, aufgegeben habe. Man muß, däucht mich, sehr für ihn eingenommen seyn, wenn man sie so schön finden will, als seine

Sophisten, die ihn, um wieder von ihm gelobt zu werden, mit ihren Lobeserhebungen unaufhörlich belagerten. Ich beschließe mit einer Stelle, die ich, ihrer verdrießlichen Länge ungeachtet, ganz übersetzen will. Man wird nicht leicht etwas, das auf so vielen Seiten lächerlich ist, gelesen haben.

Daß die Zahl hundert allen andern vorgezogen zu werden verdiene, und die Vollkommenheit aller Zahlen enthalte, wird der lernen, der sich mit mir in folgende Betrachtung darüber einläßt. Es ist mir zwar nicht unbekannt, daß die Lehre der alten Weisen der ungeraden Zahl den Vorzug vor der geraden giebt; (hier führt er ihre Gründe sehr ernsthaft an) aber ich will gleichwohl meine Meynung, so kühn sie auch ist, sagen. Ueberhaupt sind alle Zahlen von gleicher Beschaffenheit, und was den Zusatz der Vermehrung anbetrifft, so kann er durch jede Zahl gemacht werden. Allein es ist doch viel besser die gerade Zahl zur Ursache der Vermehrung als die Ungerade zu machen. Die Zahl Eins würde an sich selbst nicht ungerade seyn, wenn nicht etwas da wäre, wodurch sie es würde. Die Verbindung zweyer Einheiten, woraus die Zahl Zwey besteht, bringt eine doppelte Ungeradheit hervor, aus Zwey entsteht Drey, und vermehrt zugleich Zwey. Wenn noch Zwey damit verbunden werden, so verursacht Drey die Vermehrung der Viere; und überhaupt zeigt diese Verbindung die aus einem von beyden ent-

standne Ungeradheit, und wird unter der Zahl Zwey begriffen. Dieses vorausgesetzt, sage ich, daß indem sich die erste Zehn in ihrem Zirkel herumdreht, das Ganze zu hundert werde, und zwar so, daß mit Eins die Vermehrung zu Zehn zugleich wirkt, und daß ferner die in sich selbst wiederkehrende Zehn die Zahl hundert vollendet. Daher entsteht das Ganze aller Zahlen aus hundert, wobey auch die Eins nicht unbeschäftigt ist, wenn nicht die Zwey durch die Verbindung eine beständige Ungeradheit hervorbringt, und in sich selbst zurückkehrt, bis durch ein anderes Hundert die Summe geschlossen wird, und dieses Hundert mit derselben die Vollkommenheit verbindet, nach und nach weiter fortgeht, und unter der Benennung vieler Hundert das Ganze bis zum Unendlichen der Entdeckungen erhebt. Homerus scheint mir nicht obenhin, und ohne Ursache in seiner Epopee dem Jupiter ein Schild von hundert Fellen zu geben, sondern vielmehr ein wichtiges und tiefes Geheimniß darunter zu verbergen. Indem er mit dem Begriffe von dem vollkommensten Gotte das Vollkommne der Zahlen verbindet, welches ihm vorzüglich vor allen übrigen Zahlen angemessen war, und ihn in seiner Schönheit zeigte; oder weil die ganze Schöpfung, die er zur Abbildung des Schildes rund, wie dieses Urbild, vorstellt, von keiner andern Zahl, als Hundert, würdig ausgedrückt wird, und also die zirkelmäßige Zahl Hundert mit dem allgemeinen Ver-

stande Jupiters, der alle denkende Wesen kennt, übereinstimmt. Eben diese Weisheit setzt den hundertarmigen Briareus neben den Jupiter, und gesteht ihm zu, mit seinem Vater um den Vorzug der Macht zu streiten, indem sie ihm gleichsam mit dem Vollkommnen der Zahlen das Vollkommne der Stärke giebt. Wenn Pudarius, der Thebaner, die Niederderlage des Typhons in seinen Siegesliedern besingt, und die Stärke dieses größten unter den Riesen dem höchsten Könige der Götter zuschreibt, so beweist er die vorzügliche Größe seines Ruhms durch nichts so sehr, als dadurch, daß er den hundertköpfigten Riesen durch einen Wurf niederzuschmettern vermocht habe; und daß man von keinem andern Riesen glauben dürfte, daß er wider den Arm Jupiters streiten würde, als von dem einzigen, den seine Mutter mit hundert Köpfen bewaffnet hatte; und daß keiner unter den andern Göttern, außer allein Jupiter, des Siegs über einen solchen Riesen würdig sey. Dem Liederdichter, Simonides, ist es zum Ruhme des Apollo genug, wenn er ihn den hundertfältigen Gott nennt, und ihn, statt aller andern unterscheidenden heiligen Benennungen, mit diesem Beynahmen schmückt, indem er nämlich den Drachen Pytho mit hundert Pfeilen erlegt habe, lieber der hundertfältige, als der pythische gegrüßt seyn wolle, und diesen Beynahmen, den er gleichsam als ein Erbe betrachte, vorzüglich gern höre. Die Insel Kreta,

Jupiters Säugamme, ist zur Belohnung, daß sie diesen Gott aufgenommen hat, durch hundert Städte berühmt. Theben, das hundert Thore hat, lobt Homer aus keiner andern Ursache, als weil daselbst hundert Thore von bewundernswürdiger Schönheit sind. Ich schweige von den großen Opfern, wo hundert Thiere auf einmal geopfert werden; von den Tempeln, die hundert Pfeiler haben; von den Altären, die auf hundert Grundsteinen ruhn; von den Speisesälen für hundert Gäste; von den Feldern, die hundert Morgen groß sind; ja von allen göttlichen und menschlichen Dingen, welche durch diese Zahl unterschieden werden. Sie schmückt den Stand des Soldaten und des Bürgers, sie erfreut die kriegrische Centurie, sie macht eine Versammlung von Richtern, die der Centurie gleicht, verehrungswürdig. Ich hätte noch viel mehr als dieses zu sagen, allein die Kürze, die in Briefen erfordert wird, hält mich davon ab.

Ist nicht diese Stelle, die ich so wenig verstehe, als sie von andern verstanden werden wird, ein bewundernswürdiger Beweis von Julians großem Geiste?

Es ist nothwendig, daß ich einiger Anfangsgründe erwähne. Ein Freund ist weder ein Bekannter, noch ein guter Bekannter; er ist auch kein guter Freund. Ein Bekannter ist nun so einer, den man sehen, und nicht sehen kann, ohne weiter an ihn zu denken. Ich habe ihrer leider! nicht wenige. Sie sind wie die Verläumder Shakespears, die, nach seinem Ausdrucke, den Ruhm andrer berupfen:

Wer meine Zeit berupft, der stiehlt sich selbst nicht reich!
Mich stiehlt er arm.

Aus einem guten Bekannten wird zwar bisweilen ein Freund; aber wenn es bey der guten Bekanntschaft bleibt, so unterhalten wir sie bloß deßwegen, weil unser guter Bekannter doch einige nützliche und angenehme Eigenschaften hat. Leute, die sich in ihren Begriffen von der Freundschaft nicht höher schwingen können, als daß sie alle gute Bekannte für Freunde halten, denken, daß nichts gewöhnlicher in der Welt als die Freundschaft sey. Wie betrügen sie sich! Unterdeß wird auch der, welcher zur Freundschaft fähig ist, eine nicht zu kleine Anzahl guter Bekannten alsdann haben wollen, wenn er die Sache so einrichten kann, daß er nicht zu viel Zeit darüber verliert.

Ein guter Freund ist etwas unreifes, etwas das unvollendet geblieben ist. Er hat verschiedne Eigenschaften, die zur Freundschaft gehören; aber die Anzahl derer, die er nicht hat, ist auch nicht klein. Man wollte ihn gerne vollends zum Freunde ausbilden; aber es will nicht gehn. Er versteht, er fühlt einmal nur bis auf einen gewissen Grad. Ich habe oft Anlaß gehabt, die Anmerkung zu machen: daß eher aus einem guten Bekannten ein Freund wird, als aus einem guten Freunde, der dieß lange geblieben ist. Er ist zwar der nächste nach dem Freunde, aber, wie Virgil sagt:

In weiter Entfernung der Nächste!

Ich habe noch keine Schrift von der Freundschaft gelesen, in welcher die Eigenschaften eines Freundes nicht durch ein Gemisch, durch kalte, durch weitschweifige und dann wieder übertriebne Beschreibungen wären verunstaltet worden. Der gebildete Verstand und das gebesserte Herz sind die beyden Grundsäulen der Freundschaft. Diese Grundsäulen haben einige sehr einfache Zierrathen: gewisse Züge eines Originalcharakters, ich meyne, gewisse Wendungen des Verstandes und Herzens, die sich herausnehmen, die unterhaltend sind. Eine solche Freundschaft macht nur etwas weniger glücklich, als diejenige Liebe, die man allein darunter verstehen sollte, wenn man dieses so oft gemißbrauchte Wort

ausspricht. Die Freundschaft und die Liebe sind zwey Pflanzen aus Einer Wurzel. Die letztre hat nur einige Blumen mehr.

Wenn ich sage, daß die Freundschaft, nach dem Bewußtseyn, unsre Pflicht ausgeübt zu haben, die zweyte grosse Glückseligkeit ist, die wir nicht allein in dieser, sondern auch in der künftigen Welt genießen können, so glaube ich zwar beynahe alles gesagt zu haben, was sich davon sagen läßt; aber wie wenige sind glücklich genug, dieß nicht für eine Chimäre zu halten. Unterdeß will ich gleichwohl noch ein wenig von der süßen Chimäre reden.

Wenn man den meisten Glückseligkeiten, nach welchen so viele mit solcher Heftigkeit laufen, ein wenig näher, und entschlossen nichts als was wahr ist zu sehn, ins Gesicht sieht; was vor wirkliche Chimären entdeckt man alsdann! Die gähnenden Besitzer dieser Glückseligkeiten mögen nur kommen, und es mit der Glückseligkeit der Freundschaft auch so machen.

Es sollte meinen Freund und mich nicht wirklich glücklich machen, daß wir uns für alles was uns angeht, bis zu der geringsten Kleinigkeit, interessiren? Daß wir nichts Geheimes für einander haben, sondern, unsrer beyderseitigen Verschwiegenheit gewiß, uns Alles (die beschworne Verschwiegenheit unsers Amtes, und die einem andern Freun-

de versprochne, oder auch nur von ihm erwartete, machen hier allein eine Ausnahme), daß wir uns Alles mit der offensten Aufrichtigkeit anvertraun? Daß mein Freund oft nicht wartet, bis ich seine Fehler entdecke, sondern daß er sie mir eher sagt? Daß er haben will, daß ich so strenge gegen ihn seyn soll, als er gegen sich selbst ist? (Welcher Rechtschaffne ist nicht streng gegen sich selbst?) Daß er überzeugt ist, daß ich auch alsdann, wenn ich ihm meine Neigung am lebhaftesten ausdrücke, die heilige Freundschaft nicht durch das Geringste von dem, was zur Schmeicheley gehört, entweihe? Ich kann mich wohl aus Liebe zu meinem Freunde irren; aber schmeicheln kann ich ihm nicht! Daß uns keine Freude natürlicher ist, als die Freude, uns zu sehn? Und daß wir uns besonders deßwegen gern oft sehn, weil wir gern oft von Gott und der Religion mit einander sprechen? Daß wir einander über diese höchstwichtige Sache immer mehr aufklären, und uns bey der Hand unserm gemeinschaftlichen letzten Endzwecke zuführen? Wer die Heiterkeit, diese Ruhe und oft diese Hoheit der Seele nicht kennt, die bey solchen Unterredungen die Freundschaft giebt, wie wenig Glückseligkeit kennt der!

Vielen wird alles dieses zu ernsthaft vorkommen. Aber sind denn keine ernsthafte Freuden? Und wenn keine wären, wo ist der Scherz scherzhafter,

als unter Freunden? Wo kann man sich der fröhlichen Laune, welche dem Scherze sein eigentliches Leben giebt, freyer überlassen? Unter bloßen Bekannten sucht der Scherzende mehr zu glänzen, als zu vergnügen; er muß überdieß immer in den Ketten gewisser Zurückhaltungen gehn, die das, was er sagt, entkräften.

Ein Tanz, der in einer muntern Gesellschaft durch die Freude, in der man ist, unbermerkt veranlasset wird; und ein prächtiger Ball, auf dem so mancher steife Tänzer schimmern will, und der natürliche bisweilen muß, sind zwey eben so verschiedne Sachen, als der Scherz unter Freunden, und unter Bekannten.

II.

Ich habe Ihnen, schreibt mir einer meiner neuesten Correspondenten, eine Anmerkung über Ihr Blatt von der Freundschaft zu machen, von welcher ich glaube, daß sie Ihnen nicht ganz unerheblich vorkommen wird. Ich denke wie Sie über die Freundschaft; ob ich gleich nicht so glücklich bin, Freunde zu haben: allein ich muß Ihnen ohne weitere Umstände gestehen, daß ich den Umgang der großen Welt der Freundschaft beynah völlig an die Seite setze. Wenn ich vom Umgange der großen Welt rede, so verstehe ich alles das darunter, was die Politesse nur einnehmendes haben kann; und ich nehme dieses Wort zugleich in dem ganzen Umfange, in dem es ein Franzose braucht, der selber poli ist, und also von der Sache urtheilen kann. Sie wissen, es ist alsdann ein vielbedeutendes Wort. Dieses vorausgesetzt, behaupte ich, daß die Freundschaft nur sehr wenige und vielleicht nicht allzugroße Vorzüge vor jenem Umgange habe.

Wie angenehm ist es, sich nicht allein niemals etwas, das auch nur von ferne einigermaßen beleidigen könnte, sondern fast immer etwas zu sagen, das die Süßigkeit der feinen Schmeicheley hat, ohne ihren Gift zu haben; das uns, ohne uns in den Wolken

schweben zu lassen, immer ein wenig über uns selbst erhebt, und uns in einem sanften Vergnügen über uns selbst auf eine reizende Art unterhält.

Ich weiß nicht, Freunde, (ohne von denen zu reden, die gar familiär gegen einander sind) Freunde sind zu naiv gegen einander. Sie sagen es sich so gerade heraus, daß sie sich lieben. Das nenne ich eine harte Art, wenn man es sich so sagt. Zeichnung mögen sie wohl haben; aber Colorit haben sie nicht.

Ich kann Ihnen nicht sagen, was es mir für ein Vergnügen macht, wenn ich in Gesellschaft von Leuten bin, die sich alles, was sie sich sagen, auf eine so glückliche Art zuwägen, daß man es gar nicht merkt, daß sie die Wagschale in der Hand haben. Ein halbes Wort, das der Andre sagt, der Anfang einer Miene wird hier zu Gewicht, und verändert die Wagschale. Jeder kleine Umstand des Wohlstandes oder der Wendung, welche die Unterredung nimmt, hat hier seine Einflüsse. Federn ziehn nieder. Welch Vergnügen, in einer solchen Gesellschaft zu seyn, und selbst wägen zu können!

Freunde hingegen, ob sie gleich nicht ohne Anstand sprechen, sagen sich immer ihre völlige Meynung, und sagen sie fast ohne alle Einkleidung. Verzeihen Sie mir, daß ich das Wort noch einmal brauche, es ist so was Hartes in diesem allen.

Sie werden mir zugeben, man kann nicht immer, am wenigsten in Gesellschaften, von wichtigen Dingen reden; daher müssen der Kunst, Kleinigkeiten zu etwas zu machen, ihre Verdienste gelassen werden. Ich kann Ihnen nicht verbergen, daß mich die glückliche Ausbildung eines Nichts oft sehr hinreißt.

Sie sagen, daß der Scherz nirgends scherzhafter, als unter Freunden sey. Vielleicht ist dieß bisweilen wahr. Aber ich rede auch von solchen Kleinigkeiten, die nicht scherzhaft sind. Und Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß der freundschaftliche Umgang viel Ansprüche auf ihre Ausbildung zu machen habe?

Ich könnte Ihnen noch viel mehr über diese Sache sagen; aber ein Brief muß auch nicht gar zu lang seyn. Ueberhaupt muß ich Ihnen bekennen, daß ich so viel Geschmack an dem Umgange der großen Welt finde, daß mir der freundschaftliche zwar als eine wünschenswürdige, aber doch nicht als eine so unentbehrliche Sache, als Ihnen, vorkommt.

Mein Herr!

Wenn Sie mir erlauben wollen mit dem harten Tone eines Freundes zu reden, so werde ich Ihren Brief, der mir in gewissen Betrachtungen sehr gefallen hat, umständlich beantworten. Vielleicht schmeichle ich mir nicht zu sehr, wenn ich glaube, daß ich die große Welt und diejenige Politesse kenne,

die diesen gewiß nicht wenig bedeutenden Namen verdient. Und vielleicht gestehen Sie mir, nach einer Anmerkung, die ich gleich machen will, diese Kenntniß zu. Wenn man dem Ausdrucke: große Welt, seine Würde lassen will, so ist die Zahl derer, die eigentlich dazu gehören, sehr gering. Wie sehr würde man ihm diese Würde nehmen, wenn man den ganzen Schwarm mit dazu rechnen wollte, dem bloß sein Stand und etwas von einer halbgebildeten Lebensart den Eintritt erlauben. Wenn Sie diese Anmerkung für wahr halten, so muß sich Ihr Vergnügen, das Sie in Ihren Gesellschaften finden, sehr verringern. Sie werden mir zugestehn, daß ich mich auf Ihre Materie völlig einlasse, wenn ich Ihnen noch sage, daß unter den Wenigen, welche die große Welt ausmachen, bisweilen Einer ist, der zur Freundschaft und zu jeder andern ernsthaften Sache gemacht, das Joch desjenigen Umgangs, der Ihnen so sehr gefällt, zwar bloß aus Pflicht, aber zugleich auf eine glückliche Art trägt, daß er denen, die nur bis auf eine gewisse Weite sehn, Geschmack daran zu haben scheint.

Erlauben Sie mir, daß ich nun ein wenig genau in der Beantwortung Ihres Briefes werde. Ich zweifle sehr, daß irgend eine Art von Schmeicheley ohne Gift sey. Vielleicht hat die feinste den schlimmsten. Es mag wohl süß genug seyn, sich immer ein wenig über sich selbst erhoben zu fühlen; aber —

ich sehe wohl, daß ich Ihnen zu streng vorkommen werde; und gleichwohl bin ich es nicht, wenn ich Ihnen sage, daß diese Sache überhaupt sehr moralisch ist, und daß wir uns nicht genug hüten können, die Eitelkeit Andrer anzufeuern. Sie hat ohnedieß Nahrung genug in sich selbst.

Daß Freunde naiv gegen einander sind, lassen Sie noch so hingehen; aber daß sie auch familiär mit einander umgehen, das beleidigt in Ihren Augen die feine Gezwungenheit der Politesse zu sehr. Ich sehe wohl, Sie haben niemals Anlaß gehabt, die Anmerkung zu machen, daß die Familiarität der Freundschaft einen gewissen ihr eignen Wohlstand beobachte. Und warum sollte man es sich nicht gerade heraus sagen, daß man sich liebt? Kann es die wahre Neigung anders sagen? Zeichnung, ich bitte um Verzeihung, daß ich ohne alle Einkleidung rede, Zeichnung haben Sie gar nicht; und Colorit — es giebt verschiedne Arten derselben, gewiß keine natürliche!

Mir wird ganz angst dabey, wenn ich mir Ihr beständiges Zuwägen, wie unvermerkt es auch geschehen mag, recht lebhaft vorstelle. Welch ein Vergnügen, sagen Sie, in einer solchen Gesellschaft zu seyn, und selbst wägen zu können. Ich weiß nicht, ich habe immer an der Größe dieses Vergnügens ein wenig gezweifelt. Aber freylich, wenn

man selbst wägen kann. Doch sind nur sehr wenige, die es recht können.

Ich weiß nicht zu welchem erniedrigenden Zwange Sie Ihre Seele gewöhnt haben müssen, daß es Ihnen keine angenehme Vorstellung ist, Ihre völlige Meynung zu sagen? Wie beseelt es den Umgang der Freundschaft, wenn keiner von seiner Meynung etwas zurückhält; aber zugleich nicht so sehr von derselben ist, daß er unbiegsam seyn sollte, sich von stärkern Gründen, als die seinigen sind, überzeugen zu lassen. Wenn ich mir diese Freymüthigkeit, diese Biegsamkeit, und die Freude, daß unser Freund unsrer Meynung wird, oder daß wir die seinige annehmen, als Gefährtinnen der Freundschaft vorstelle, so denke ich sie mir unter ihren Grazien.

Ohne von der glücklichen Ausbildung eines Nichts jemahls hingerissen zu werden, sehe ich sehr wohl ein, daß man nicht immer von wichtigen Dingen reden könne, und daß die Geschicklichkeit, Kleinigkeiten zu etwas zu machen, ihren Werth habe. Aber wie sonderbar ist es, so wie Sie, von einer Geschicklichkeit eingenommen zu werden, deren Anwendung in den meisten Fällen durch die Nothdurft veranlaßt wird.

Lernen Sie nur die Freundschaft aus der Erfahrung kennen. Sie hat, außer ihren scherzhaften Kleinigkeiten, auch noch andre, die viel unterhal-

tender als diejenigen sind, die Ihnen itzt noch so sehr gefallen. Nur die Neigung zu dem, den wir lieben, kann eine Kleinigkeit, die er sagt, über ihre Sphäre erheben, und machen, daß wir Geschmack daran finden, sie zu hören. Wenn wir aber nur in einer Gesellschaft von Bekannten, von guten Bekannten, und von guten Freunden sind, so werden die Kleinigkeiten durch ihre Ausbildung noch kleiner. Wir bemerken, was sie eigentlich sind, desto mehr, je besser das Kleid ist, mit welchem sie ausgeschmückt werden, oder vielmehr, in welchem sie sich schleppen; denn es muß ihnen, ihrer Natur nach, immer ein wenig zu groß seyn.

Wie aufrichtig ich es mit Ihnen meyne, können Sie daraus urtheilen, daß ich Ihnen wenigstens Einen Freund wünsche. Ich sehe wohl ein, daß Sie nicht bedauert seyn wollen; unterdeß kann ich mich doch nicht ganz enthalten, Sie so lange ein wenig zu bedauren, bis ich erfahren werde, daß Sie nicht mehr ohne Freunde sind. Machen Sie mir das Vergnügen, mir diese Nachricht, so bald Sie können, zu geben.

Ein Gespräch von der wahren Hoheit der Seele.

Ich hatte mich, weil mir der Schatten nirgends kühl genug war, über dem Aufsuchen dichterer Bäume ein wenig verirrt, und mich endlich bey einem Busche niedergesetzt. Ich wollte lesen; aber ich blätterte nur. Denn wen läßt der Anblick der schönen Natur lange lesen? Als ich mich auf diese Art zwischen meinen und meines Buches Betrachtungen theilte, so hörte ich einige Worte eines ernsthaften Gesprächs, und es währte gar nicht lange, daß sich die, welche sich unterredeten, auf der andern Seite des Busches niedersetzten.

Ich will sie Damokles und Crito nennen. Ich glaube nicht, daß ich sie um Verzeihung zu bitten habe, daß ich ihr Gespräch drucken lasse; aber wie viele meiner Leser habe ich es vielleicht, daß ich ihnen etwas so unbekanntes und dunkles wiederhole?

Damokles.

Aber wenn denn die Ehrbegierde eben deßwegen so verführerisch ist, weil sie so viel Schein vom Edlen und Großen hat, und man also wegen ihrer so starken Reizungen auf das lebhafteste gegen sie streiten muß: was bleibt denn übrig, womit sich eine Seele sättigen kann, die diese Nahrung vor allen andern sucht?

Crito.

Ich habe dir schon gesagt, und dir war es ohne dieß schon bekannt, daß die Bestrebung nach großen Endzwecken, und die Erreichung derselben, die Belohnungen der Ehre nicht nöthig haben, den Durst einer Seele zu stillen, die ihren Werth fühlt.

Damokles.

Aber der Beyfall solcher Männer, wie du eben beschrieben hast?

Crito.

Den suche. Allein wenn du ihn auch nicht erlangen solltest, so habe Muth genug zu glauben, daß du ihn verdienest.

Damokles.

Dieses Suchen, dieser Muth — nein, Stolz ist es gewiß nicht; aber es ist doch Ehrbegierde.

Crito.

Ehrbegierde, wenn du willst, nach dem man das Wort nimmt. Ich will dir sagen was es ist. Es ist Hoheit der Seele.

Damokles.

Hoheit der Seele! Dieß Wort hat mir immer wie Musik geklungen. O laß uns ein wenig davon reden, Crito.

Crito.

Wer kann ohne Enthusiasmus davon sprechen? Und wir wollen es doch gern mit philosophischer Kälte thun, wie ich glaube.

Damokles.

Beydes. Mit dieser überhaupt: und wenn wir uns nicht mehr enthalten können, mit Enthusiasmus.

Crito.

Diese Hoheit ist nicht sowohl das Gefühl einer großen Seele, das sie von sich selbst hat, ob dieß gleich auch mit in Betrachtung kommt: sie zeigt sich vielmehr durch gewisse Handlungen, wobey eine außerordentliche Ueberwindung unsrer selbst nöthig ist, am meisten durch die Ueberwindung der Ehrbegierde, nicht des Stolzes, (das wäre ein zu kleiner Sieg für sie!) und derjenigen Rache, die in den

feinsten Forderungen der Ehrbegierde ihren Grund hat.

Damokles.

Aber gleichwohl scheint sie, (denn ich zittre, mich irgend einer Art von Ehrbegierde zu überlassen) scheint sie mir eine Tochter der Ehrbegierde zu seyn.

Crito.

Eine weise Tochter einer stets heftigen und oft ausschweifenden Mutter.

Damokles.

Glaubst du meinen Philemon so gut zu kennen, als ich?

Crito.

Unsern Philemon, bitte ich mir aus. Aber freylich haben Jahre dazu gehört, ehe ich ihn habe ganz kennen gelernt. Denn es lebt kein Mensch mehr, der so weit davon entfernt ist, die Entdekkung seines Characters Andern aufzudringen.

Damokles.

Und was sagst du sonst noch von ihm?

Crito.

Daß ich ohne ihn keinen recht bestimmten Begriff von der Hoheit der Seele haben würde.

Damokles.

Das ist sehr viel von ihm gesagt.

Crito.

Es ist genug gesagt; aber nicht zu viel. Ich glaube, heute könntest du mich böse machen, ob ich mich gleich rühme, daß es meine Freunde niemals können. Kennst du ihn denn?

Damokles.

Rede nur. So mag ich dich wohl böse sehn.

Crito.

Hat er nicht immer jede kleinere Ehre verachtet? und die größern jemals anders als Mittel zu wichtigen Endzwecken angesehn? Hat er sich jemals durch gleiche Begegnungen gerächt, wenn ihm die ihren Beyfall versagten, die er hochachtete, da es doch so sehr in seiner als in irgend eines andern Gewalt war, sie auf eine feine Art zu erniedrigen? Ist er nicht immer ein unpartheyischer Beurtheiler ihrer Verdienste geblieben? Hat er sich jemals (so lerne ihn kennen!) den Vorstellungen von dem Triumphe dieser außerordentlichen Unpartheylichkeit lebhaft überlassen? Kennst du ihn nun?

Damokles.

Nun habe ich —

Crito.

Warte, ich habe noch mehr zu sagen. Er hat sich niemals an denen, die er eben nicht Ursache hatte hochzuachten, und die schwach genug waren, ihn oft sehr zur Rache zu reizen, er hat sich sogar alsdann niemals an ihnen gerächt, wenn sie sein Stillschweigen, sein immer gleiches Betragen gegen sie, für Schwäche hielten. Und wo ist eine lebhaftere Reizung zur Rache, als hier?

Damokles.

Mir wird ganz heiß dabey, wenn ich mir diese Reizung vorstelle.

Crito.

Und unserm Philemon noch heißer, um sie zu überwinden. Und er überwindet sie.

Damokles.

Das ist viel, sehr viel, mein theurer Freund. Mir schwindelt, wenn ich ihm bis in seine Höhen nachsehe.

Crito.

Ja, es ist viel. Zur Ueberwindung vieler andern Leidenschaften gehört Größe, aber dieß ist Hoheit der Seele.

Damokles.

Hat er viel an sich arbeiten müssen?

Crito.

Eine Seele, wie die seinige, ist beständig in Arbeit gegen sich selbst. Du kennst seine heftige Lebhaftigkeit. Er flammt nicht; er glüht. Und dann sein sanfter Character! Dieß ist sein beständiger Sieg über sich selbst.

Damokles.

Ich kann mich nicht mehr enthalten, dir zu sagen, daß ich dich nun dahin gebracht habe, wohin ich dich bringen wollte. Du hast den Philemon und dich sehr richtig beschrieben.

Crito.

Mich? — Ich habe nicht an mich gedacht. Doch glaube mir, wenn ich einst werde sagen können: Ich bin wie Philemon; so will ich dir es sagen, weil du mich kennst, und mich nicht eitel nennen wirst. Doch laß uns nun von etwas anderm sprechen.

Damokles.

Du eitel? Du, der stolz zu seyn verachtet, und die Ehrbegierde nur in so fern an sich duldet, als sie ein Mittel zu großen Zwecken ist?

Gespräche von der Glückseligkeit.

I.

Sie haben mich bisher so gut geleitet, sprach der Jüngling Philobulus zu seinen beyden Freunden, Mesus und Aristus, daß mir es sehr natürlich geworden ist, mich in allen Sachen, die mir wichtig sind, an Sie zu wenden. Wenn ich wüßte, daß Sie jetzt eben geneigt wären, etwas weniger lakonisch zu seyn, als Sie gewöhnlich sind, so möchte ich wohl eine Hauptfrage an Sie thun, deren Entscheidung mich sehr nahe angeht.

Mesus.

Ich hasse alle Vorreden, auch die kurzen. Ihre Frage also.

Philobulus.

Meine Frage soll gleich kommen; aber noch ein

wenig Vorrede müssen Sie mir erlauben. Ich muß Ihnen noch einmal danken, daß Sie mir geholfen haben, meine jetzige Lebensart zu erwählen. Eins wundert mich nur, daß ich meine Frage nicht vor dieser Wahl gethan habe, und daß ich nicht von Ihnen veranlaßt worden bin, sie damals zu thun.

Mesus.

Wenn ich Ihre Frage wüßte, würde ich mich mit Ihnen wundern, oder auch nicht wundern.

Aristus.

Sie sehen, mein lieber Philobulus, daß Ihre Bitte um etwas weniger Lakonismus eben keinen tiefen Eindruck gemacht hat.

Philobulus.

Ich getraue mir nicht, Ihnen zu antworten. Mesus möcht es für eine neue Vorrede halten. Meine Frage ist diese: darf ich es unternehmen, glückselig in der Welt werden zu wollen? Oder muß ich es mir zur Pflicht machen, nur (ich habe kein rechtes Wort zu meinem Begriffe, es ist so etwas in der Mitte zwischen Elend und Glückseligkeit,) nur zufrieden zu seyn?

Mesus.

Die Pflicht noch bis itzo bey Seite, was möchten Sie denn von beyden am liebsten?

Aristus.

Was er von beyden am liebsten möchte? Werden, was ich bin, glückselig! Und das Bestreben darnach ist seine Pflicht.

Mesus.

Ich will mich in keine Untersuchung Ihrer Glückseligkeit einlassen. Das wäre nicht freundschaftlich von mir gehandelt, wenn ich Ihnen herausgrübelte, daß —

Aristus.

Meine Glückseligkeit kann die strengste Untersuchung aushalten, besonders deßwegen, weil Sie mich ganz verstehen, wenn ich sie Ihnen ganz beschreibe.

Mesus.

Nun gut! So sey es denn möglich, daß man bisweilen glückselig seyn könne. Ich bin es ja selbst einmal gewesen. Aber ist denn die Ausnahme, die seltne Ausnahme die Regel? Wollen wir denn unsern geliebten Philobulus mit diesem Phantom auf den großen Schauplatz des Elends hinaus schicken?

Und wollen wir ihm den Weg zur Zufriedenheit dadurch geradezu abschneiden, daß wir ihn reizen, nach Glückseligkeit zu streben?

Philobulus.

Ach meine Freunde, so wären denn die süßen Träume meiner gewiß glückseligen Kindheit von einer künftigen noch größern Glückseligkeit ....

Mesus.

Fasse Muth, mein Philobulus, du bist ja sonst muthig. Ist dieß Leben denn etwas anders, als ein Gang zum Grabe? und kann denn der Gang zum Grabe mit etwas anderm, als Nacht umringet seyn?

Aristus.

Schauplatz des Elends .. Gang zum Grabe .. Nacht ... Dieß hat gewiß Ihr Young gesagt, oder würde sich doch, wenn er es hörte, betrüben, daß er nicht auch dieses Dunkle über sein schwarzes Gemälde von dem menschlichen Elende ausgebreitet hätte.

Mesus.

Ja, mein Young, aber auch Ihrer. Denn wie sehr lieben Sie ihn nicht!

Aristus.

Freylich lieb ich ihn; und ich möchte fast sagen noch mehr als Sie, weil ich ihn, wenn ich es recht bedenke, wegen seiner schwarzen Abbildung des menschlichen Elends eigentlich hassen sollte.

Mesus.

Einen Engel hassen? und zwar deßwegen, weil er die Wahrheit sagt?

Aristus.

Ja, gewiß viele große, erhabne, himmlische Wahrheiten; aber in Absicht auf den Punkt, wovon ich rede, nur die Wahrheit seiner Empfindung.

Mesus.

Wenn nun aber seine Empfindung die Sachen völlig so, wie sie sind, nicht stärker nnd nicht schwächer fühlte ....

Aristus.

Das ist eben die große Frage unter uns.

Mesus.

Ach, Aristus, wenn nur nicht fast alle Begebenheiten, die wir erlebt haben, und die uns näher angingen, wider Sie entschieden! Wenn z. E. die

Glückseligkeit der Freundschaft und der unschuldigen Liebe so oft, und nach so kurzem Genusse, von dem Tode unterbrochen werden: was sollen wir uns alsdann von der Erlaubniß, nach Glückseligkeit zu streben, für Vorstellungen machen? In drey Jahren vier noch lockre Gräber von Freunden! Oder soll ich Sie an diesen für mich so großen und für Sie nicht kleinen Verlust lieber nicht erinnern? ..

Philobulus.

So oft verliert man Freunde, und so früh kann ich Sie verlieren?

Mesus.

Muth, edler Jüngling! Wir reden ja nur von diesem Leben. Wie bald ist oft dieser Traum ausgeträumt!

Aristus.

Ja, Muth, meine Geliebten, aber auch Dankbarkeit gegen den großen Geber, der uns, auch in diesem Leben, nicht selten lange glückselig macht.

Mesus.

Wer dankt Ihm lieber, als ich? Mit weniger ...änglichkeit an mich selbst, danke ich Ihm, so ...s meine Schwachheit zuläßt, für Alles.

Philobulus.

Wie zittert mein Herz, Aristus, daß Sie von unsers Freundes-Meynung werden.

Aristus.

Ich sehe, Sie haben einen Hang nach seiner Seite hin. . . . Ja, Mesus, für Alles! Aber vornämlich müssen wir uns bestreben, glückselig zu seyn, um Ihm auch dafür danken zu können. Sie kennen Shakespears berühmten Vers:

To be, or not to be, that is the question!

Ich wende ihn für uns so an:

Glückselig, oder nicht glückselig zu seyn, das ist die große Frage!

Mesus.

Und wie wird die große Frage von der Erfahrung entschieden? Durch Elend auf der tiefsinkenden Wagschale.

Aristus.

Wir müssen, wie mich däucht, ein wenig kälter seyn, wenn wir etwas ausmachen wollen.

Mesus.

Ich dächte, Sie kennten mich. Wer mag so gern

mit kaltem Blute von wichtigen Dingen sprechen, als ich? Was soll ich Ihnen, oder was wollen Sie mir erweisen? Doch ehe wir uns auf irgend einen Erweis einlassen, werden Sie mir zugestehn, daß derjenige nicht wenig verlange, der nach Glückseligkeit strebt. Der Besitzer der Glückseligkeit gehet seinen Weg zwischen dem ausschweifenden Forderer, der kein Mensch mehr, der ein Engel seyn wollte, und zwischen dem Genügsamen, der in diesem Leben alle Ansprüche auf Glückseligkeit aufgegeben hat. Sie sehen leicht, daß ich hier nicht von dem Unwissenden und Kaltsinnigen rede, der aus Mangel der Fähigkeit zur Glückseligkeit genügsam ist.

Aristus.

Ich setze dasjenige, was den großen Namen Glückseligkeit verdient, an eben diese Stelle.

Mesus.

Und bis dahin könnten wir gelangen?

Aristus.

Ja, wenn wir mit anhaltendem Eifer darnach streben.

Mesus.

Also hilft, nach Ihrer Meynung, Schnellseyn im Laufen?

Philobulus.

Darf ich Sie einen Augenblick unterbrechen, meine Freunde? Welche Arten von Glückseligkeit halten Sie für die vorzüglichsten?

Aristus.

Wollen Sie ihm diese Arten nennen?

Mesus.

Sie haben mehr Recht dazu, weil Sie Sich für glückselig halten.

Aristus.

Man sollte denken, Sie kennten nicht einmal die Theorie der Glückseligkeit.

Mesus.

Vielleicht habe ich diese Theorie nur zu sehr studirt; und vielleicht ist dieser Umstand Eine von den Ursachen, warum ich nicht glückselig bin. . . Die erste von allen ist das Bewußtseyn, seine Pflicht gethan zu haben. Sie wollen jetzt zwar nur die verschiednen Arten der Glückseligkeit von mir hören, aber es ist mir unmöglich, nicht hinzuzusetzen: Wer kann jemals dahin kommen, daß er sich hier nur einigermaßen genug thue? Wer kann sich hier nur bis zur Zufriedenheit erheben? — Doch ich gehe

weiter. Der wäre gewiß sehr glückselig, der in Betrachtung der Wahrheiten, die uns am nächsten angehn, ich sage nicht aller dieser Wahrheiten, nur der meisten, durch das große Labyrinth des Grübelns bis zur Gewißheit durchdränge. Nur einen Punkt zu berühren. Welche Marter ist es, die Arbeit, uns selbst völlig zu kennen, mit so wenigem Erfolge so oft von neuem zu unternehmen! Der Freundschaft und der edlern Liebe haben wir schon vorher erwähnt. Welche reiche Quellen sehr wesentlicher Glückseligkeiten! Aber wie selten finden sich Freunde und Liebende, die für einander gemacht sind! Und wenn sie sich finden, meinst du, Philobulus, daß der Tod dann lange säumen werde?

Philobulus.

Sie erschrecken mich.

Mesus.

Kann ichs ändern? Und wenn denn der Tod auch säumte, entsteht denn nicht oft eine lebhafte Befürchtung desselben bey den kleinsten Veranlassungen; oder eine gewisse dunkle Ahndung (wenn diese sich nur nicht auf so viele Exempel gründete!) daß eine so große Glückseligkeit nicht lange dauern könne, oder Vorwürfe, die wir uns machen, daß wir ein Mitgeschöpf zu sehr lieben, die allerdings

oft gegründet seyn können, die aber auch oft übertrieben werden, weil uns der Geber hier viel erlaubt, wenn uns nur lebhafter und oft wiederholter Dank zu ihm erhebt? . . Und was sind noch für Glückseligkeiten übrig? Eine von den großen Glückseligkeiten wäre, nicht zu sehr eingeschränkt in Absicht auf das Wohlthun zu seyn. Aber welcher Gewissenhafte kann reich werden, wenn er nicht erbt, oder ganz ungewöhnliche Folgen seiner Einrichtungen und seines Fleißes erlebt? . . . Und die Ehre? Wenn es auch erlaubt wäre, sich den Vorstellungen von ihr mit Anhänglichkeit zu überlassen, was ist sie? Sie bleibt freylich ein Mittel zu wichtigen Zwecken. Doch von dieser Seite betrachte ich sie itzt nicht. Was ist sie an sich selbst? Wer sind denn die Leute, die ehren können, wenn man nur einigermaßen verwöhnt ist; nicht so geradezu vorlieb zu nehmen.

Aristus wollte eben anfangen zu reden, als Alphius dazu kam und machte, daß sie die Fortsetzung ihrer Unterredung bis auf eine andre Zeit aufschieben mußten. Glückselig ist der, fing Alphius an, der ferne von Geschäften sein väterliches Gut mit eignen Rindern pflügt, der . . er schwatzte noch vieles von dieser Art, indem er zugleich einen Ueberschlag machte, wie er seine Kapitale umsetzen wollte.

II.

Der Wucherer Alphius befreyte endlich die kleine Gesellschaft, die sich von der Glückseligkeit unterhielt, von seiner Gegenwart. Sie hatten ihn fast immer allein reden lassen. Nun fuhren sie, ohne seiner weiter zu erwähnen, in ihrem Gespräche fort.

Aristus.

Lassen Sie mich Eine Hauptanmerkung machen, meine Freunde. Wir Menschen sind gebohrne Vergrößerer. Wenn wir glücklich sind, so vergessen wir fast ganz, daß es auch Unglück gebe; und wenn wir unglücklich sind, so vergessen wir beynahe aller Glückseligkeit, die wir genossen haben, und wahrscheinlich künftig noch genießen werden. Sie werden mir dieß zugestehn, Mesus.

Mesus.

Ich gestehe Ihnen dieß so sehr zu, daß ich uns eben deßwegen für noch unglücklicher halte. Wir sind gewöhnlich so oft und so lange unglücklich, daß, gegen die Empfindung unsers Zustandes, die Vorstellung der geringen vergangnen und etwa zukünftigen Glückseligkeit (ich rede nur von dieser Welt) ganz und gar nicht aufkommen kann.

Aristus.

Nicht die Menschen überhaupt sind gewöhnlich oft und lange unglücklich; sondern nur diejenigen unter ihnen, die entweder zu viel Glückseligkeit fodern, oder die ihnen gegebne durch trübe Vorstellungen sich weniger geniesbar machen.

Mesus.

Wenn wir die Erfahrung fragen, so ist fast keiner von denen, die zur Glückseligkeit fähig sind, dem sie, wenn er einige geniest, ihre Unvollkommenheit und ihre oft so gar kurze Dauer nicht so sehr schwäche, daß er, wenn er es recht betrachtet, bloß zufrieden, nicht aber glückselig ist. Und wenn auch dieß nicht wahr wäre, (wie wahr ist es gleichwohl!) was ist denn hier unten bey uns im irdischen Leben der Genuß eines so oft und heiß gewünschten, so lange gehofften, und endlich erlangten Gutes?

Aristus.

Glückseligkeit!

Mesus.

Ach, spotte unsers Elends nicht. Dieser Genuß ist weiter nichts, als ein Anlaß zu neuen Wünschen und neuen Hoffnungen, die mit viel lebhaftern Be-

fürchtungen des Gegentheils unaufhörlich kämpfen müssen; und dann wieder ein solcher Anlaß, und wieder einer! Lauter Anlässe... Bis endlich der Tod die mühselige Arbeit nach Glückseligkeit unterbricht.

Philobulus.

Dieß scheint mir eins von den besondern Räthseln in der menschlichen Natur zu seyn, daß die Hoffnung froher als der Genuß, und die Furcht trauriger als das wirkliche Elend ist.

Mesus.

Du verlangst doch nicht, daß ich dir es auflösen soll? Wie unglücklich ist derjenige nicht, auf den die Furcht lebhafter als die Hoffnung wirkt. Und gleichwohl ist er der scharfsichtigere. Denn es ist wirklich mehr Elend in der Welt, als Glückseligkeit.

Philobulus.

So muß man ein Philosoph seyn, und sich weder auf Furcht noch auf Hoffnung einlassen. Denn weder die eine noch die andre entscheiden etwas bey der Sache.

Mesus.

Ich merke du wolltest wohl auf der dünnen

Linie, die zwischen beyden gezogen ist, durchwischen.

Philobulus.

Das möcht' ich wohl.

Mesus.

Und ich nicht. Denn ich bin lange davon zurück gekommen, nach dem Unmöglichen zu verlangen.

Aristus.

Man muß sich auf beyden Seiten an der Linie halten.

Mesus.

Wenn du ein rechter Behaupter der Glückseligkeit bist, so mußt du auf der Seite der Hoffnung weit von der Linie wegfliegen. Denn, arm am Genusse, und noch ärmer durch den Genuß, was habt ihr viel anders als Hoffnungen? Und sogar diese oft so falschen Hoffnungen kann man sich nicht einmal machen, wenn man nicht mit der Fähigkeit, gern zu hoffen, gebohren ist. Die Furcht und die Hoffnung zwey zänksüchtige Schwestern, denn wie verschieden sie auch sind, so sind sie doch Töchter der Zukunft; sie theilen sich in die Beherrschung des menschlichen Geschlechts: allein die Herrschaft

der Furcht ist ausgebreiteter, denn das Elend verschafft ihr sehr folgsame Unterthanen. Wenn wir gebohren werden, so rührt uns die eine und die andre mit ihrem Zauberstabe an. Die, welche uns zuerst berührt, ist die Beherrscherin unsers Lebens. Die beyden großen Laufbahnen, worauf es immer Nacht vor uns ist, sind durch eine dünne Linie von einander gesondert. Wer sich unterstehn wollte auf dieser Linie zu gehen, der würde sich vergebens herausnehmen, mehr als ein Mensch seyn zu wollen. Auf der Seite der Furcht wird es immer abhängiger, je weiter wir uns von der mittelsten Linie entfernen, und zuletzt ist nichts als Abgrund an Abgrund. Auf der Seite der Hoffnung sind in gleicher Entfernung von der Mittellinie hohe Gebirge, worauf es oft schimmert, und auf denen die ersten Lieblinge der Hoffnung leicht fortschlüpfen.

Philobulus.

Wer wird wohl, wenn nun die Zeit der ungewissen Zukunft vorüber ist, am besten daran seyn, diejenigen, die zu viel gefürchtet, oder die, welche zu viel gehofft haben?

Mesus.

Mich däucht die ersten. Denn ob sie gleich oft an tiefen Abgründen vorbey gegangen sind, so haben

sie zugleich den großen Vortheil einer strengern Selbstbeurtheilung gehabt.

Aristus.

Aber die Hoffnung feuert zu größern Thaten an.

Mesus.

Und zugleich zu einer größern Zufriedenheit mit diesen Thaten. Und wie gefährlich ist die Zufriedenheit mit sich selbst, ehe man am Ende der Laufbahn ist!

Aristus.

Aber die Furcht kann leicht eine Krankheit, und also schädlich werden.

Mesus.

Die Hoffnung auch. Dazu kommt noch, daß der an der Hoffnung Kranke seine Krankheit nicht so leicht fühlt, als der andre.

Philobulus.

Wenn wir die Art zu denken, mit welcher wir uns die Zukunft vorstellen, bey Seite setzen, ist denn im Genusse des Gegenwärtigen keine Glückseligkeit?

Aristus.

Was auch Mesus für finstre Anmerkungen bey dem, was ich zu sagen habe, machen wird, so will ich dir doch meine Meynung sagen, Philobulus.

Mesus.

Ich kann es nicht läugnen, wie ich die Wahrheit kenne, so sieht sie bisweilen ein wenig finster aus.

Aristus.

Wenn wir unsre Pflicht auch nur unvollkommen gethan haben, so sind wir ... glückselig.

Mesus.

In welch Labyrinth, aus dem uns kein Leitfaden führen würde, würden wir uns verlieren, wenn wir hier den Begriff einer verzeihbaren und nicht zu verzeihenden Unvollkommenheit entwickeln wollten.

Aristus.

Nicht alles Schwere ist deßwegen auch ein Labyrinth ohne Leitfaden ... Die Geschäftigkeit und die Arbeitsamkeit, die mit der Ausübung unsrer Pflichten verbunden ist, ist auch eine Glückseligkeit.

Mesus.

Kann zu unsrer Gesundheit und Zufriedenheit vieles beytragen.

Aristus.

Nicht allein hierzu. Ist denn unsre ausgeübte Pflicht nicht die Bedingung, unter welcher wir die Glückseligkeiten der zukünftigen Welt hoffen dürfen?

Mesus.

So bald Sie von der zukünftigen Welt reden, habe ich nichts mehr zu sagen. Denn ich rede nur von dieser. Doch fahren Sie fort. Ich möchte gern überzeugt werden.

Aristus.

So unvollkommen wir auch unsre Pflicht thun, so können wir uns doch wegen unsrer Unvollkommenheit beruhigen, wenn wir uns aufrichtig genug bestreben, sie uneigennützig, das ist, bloß deßwegen zu thun, weil sie unsre Pflicht ist. Das Bewußtseyn, sie allein deßwegen gethan zu haben, ist schon eine große Glückseligkeit.

Mesus.

Sollte das Bewußtseyn dieser Uneigennützigkeit nicht schon der Anfang einer Schmeicheley seyn, die

wir uns selbst machen? Und sobald wir uns schmeicheln, so verwelkt diese zarte Pflanze, wie Pope die Glückseligkeit nennt. Ein leiser Hauch kann sie welk machen. Doch fahren Sie fort.

Aristus.

Sie sehen einen Mann vor sich, den auch Ihre feinsten Grübeleyen nicht erschrecken.

Mesus.

Nicht erschrecken. Armer Aristus, wissen Sie auch, daß man bey gewissen Gelegenheiten zu viel Muth haben kann? Soll ich noch mehr sagen?

Aristus.

Sagen Sie noch mehr.

Mesus.

Wenn wir nun etwas thun, weßwegen wir uns Vorwürfe zu machen haben?

Aristus.

Soll ich Sie in die Religion, die Sie so sehr kennen, hineinführen?

Mesus.

Wir wollen hernach von der Religion reden.

Fahren Sie itzt fort, den Philobulus zu überzeugen, daß er hier glückselig werden könne.

Aristus.

Unser Philobulus hat schon einen ziemlichen Weg auf dem weiten Felde der Wißbegierde zurückgelegt, und er ist auch schon im Stande an denjenigen Vorstellungen Geschmack zu finden, die das Wissenswürdige schön abbilden. Welche reiche Erndte ist hier.

Mesus.

Ja, gewiß ein großer Reichthum, wenn das Herz ruhig ist. Aber wie kann es ruhig seyn, wenn es bey den wichtigsten Objecten der Wißbegierde sich nicht bis zur Gewißheit durcharbeiten kann. Wenn auch diese Zweifelsucht eine Krankheit wäre, sind wir deßwegen weniger unglücklich, weil sie eine Krankheit ist? Man nenne es Krankheit, oder anders; was ist es denn in uns, das auch dann, wenn wir viele Wahrscheinlichkeiten vor uns haben, so heftig, so unbezwingbar in uns strebt, noch gewisser zu werden.

Aristus.

Es ist eine Forderung unsrer Natur, die einmal befriedigt werden wird. Unterdeß werden Sie mir

zugestehn, daß es Erweise gebe, die uns überzeugen können.

Mesus.

Ja, aber nur zu der Zeit, wenn wir an der Zweifelsucht nicht krank sind.

Aristus.

Oder vielmehr, wenn wir unsere Forderungen, itzt schon fast alles zu wissen, einschränken. Und wir können sie einschränken, weil wir hoffen dürfen, daß eine Zeit kommen wird, in welcher wir sehen werden, daß sie nicht vergebens da gewesen sind.

Mesus.

Sie haben Recht. Aber wir denken zu selten daran, daß es auch hier unsre Pflicht ist, uns zu mäßigen. Denn uns kommt nichts unschuldiger vor, als uns unsrer Wißbegierde völlig zu überlassen.

Aristus.

Ich komme zu den Glückseligkeiten, die uns die Freundschaft, und ihre Schwester, die Liebe, geben, oder vielmehr nicht ihre Schwester; denn Freundschaft und Liebe sind im Grunde einerley. Wer sie ein wenig unterscheidet, hat nicht Unrecht; wer sie

aber zu sehr unterscheidet, kennt beyde nicht. Sie werden doch nicht läugnen, daß hier Freuden aufkeimen, die . . . ich rede von der Harmonie und der Neigung der Seele, die . . .

Mesus.

Warum denken Sie so lange nach? Die (Sie getrauten Sich nicht einmal zu sagen: Aufblühen) die in jener Welt Früchte tragen.

Aristus.

Ist es Ihnen denn gleichgültig, daß Sie hier schon in dem Keime (ich darf nicht Blüthe sagen; sonst würden Sie gleich etwas wider mich herausgrübeln) die Frucht zum voraus genießen.

Mesus.

Weil ich heute einmal bey Ihnen in dem Verdachte eines Grüblers bin, so möchte ich Ihnen gar zu gern eine Schicane über das viel zu starke Wort genießen machen. Sie müssen sich solcher starken Ausdrücke enthalten, wenn Sie Friede mit mir haben wollen.

Aristus.

Ach, mein Freund, ich möchte unsre Unterredung

lieber abbrechen. Denn ich muß Ihnen sagen, und wollte Sie doch nicht gern daran erinnern, daß Sie damals, da Sie auf die Art, von welcher wir reden, glückselig waren, nicht schicanirt haben würden.

Mesus.

Sagen Sie alles was Sie wollen. Wird es denn nicht nach dem schweren Traume Morgen werden? Also können Sie mir sagen, was Sie wollen.

Aristus.

Ich will gleichwohl davon abbrechen. . . . . Wir müssen uns niemals beklagen, daß wir nicht so viel Wohlthaten erweisen können, als wir wünschten. Wenn man thut, was man kann, so hat man genug gethan. Engel können nicht mehr thun! sagt Young.

Mesus.

Aber der, der mehr Gutes thun kann, hat mehr Freuden.

Aristus.

Wer sich bewußt ist, daß er in glücklichern Umständen mehr Gutes gethan haben würde, hat eben so viele Freuden.

Mesus.

Kann er gewiß seyn, daß er es haben würde? Wie schwach sind wir oft!

Aristus.

Sie wollen auch aller Sachen gar zu gewiß seyn.

Philobulus.

Mesus schien mir neulich von der Ehrbegierde zu strenge zu urtheilen.

Aristus.

Ich denke wie er davon, nur mit dem einzigen Unterschiede, den er vielleicht bloß vergessen hat, nämlich, daß es unter denen, welche die Ehre austheilen, oft einige giebt, deren Beyfall eine wirkliche Glückseligkeit ist.

Philobulus.

Ich weiß nicht, was Sie dazu sagen werden, meine Freunde, aber ich muß es Ihnen gerade heraus bekennen, daß die Vorstellungen von der Ehre etwas sind, das mir sehr zur Glückseligkeit zu gehören scheint.

Aristus.

Verschweigen Sie uns nichts:

Philobulus.

Ich weiß nicht, wie mir ist, wenn ich die Namen derjenigen nennen höre, die unsterblich geworden sind. Sie klingen mir wie Musik. Sie kennen denjenigen, welchen das Gemälde von der marathonischen Schlacht nicht schlafen ließ. Mich lassen die Werke derjenigen, ohne welche selbst solche große Thaten unbekannt seyn würden, nicht schlafen.

Mesus.

Armer Philobulus! Auf diese durchwachten Nächte der Ehrbegierde folgen schlaflose Nächte der Reue, daß man sich die Mühe hat geben können, solchen Phantomen nachzulaufen.

Aristus.

Drücken Sie ihn nicht so nieder, Mesus, lassen Sie ihn wachen. Ich habe nichts wider Ihre schlaflosen Nächte, Philobulus, wenn Sie sie auch mit dazu anwenden, daß Sie Sich eine Pflicht daraus machen, diejenigen, die Ehre ertheilen können, so sehr zu lieben, daß Sie den Beyfall derselben, aus Neigung zu ihnen, wünschen. Auf diese Art wird die Ehrbegierde eine Pflicht der Menschlichkeit.

Philobulus.

Sie schweigen, Mesus. Haben Sie uns nichts mehr zu sagen?

Mesus.

Ueber diesen letzten Punkt eben nichts; aber noch sonst etwas. Alle angeführten Arten der Glückseligkeit sind nichts; wir können keinen Antheil daran nehmen, wenn die erste, nämlich, das Bewußtseyn unsre Pflicht gethan zu haben, uns nicht eine gegründete Hoffnung giebt, die Glückseligkeit einst zu erlangen, welche die Religion verheißt. Die Religion ist das letzte Ziel, wohin alle unsre Gedanken und Handlungen gehen müssen. Wer dieß noch nicht gelernt hat, der weiß nichts, der kennt weder sich selbst noch Gott, und der ist zu keiner eigentlichen Glückseligkeit fähig.

Aristus.

Sie gestehen also zu, daß es Glückseligkeit gebe?

Mesus.

Das habe ich ja vom Anfange zugestanden; nur habe ich zugleich angemerkt, daß bald Elend, bald Zufriedenheit die Regel, und Glückseligkeit die seltne Ausnahme sey. Denn der Grund, worauf wir gern ein großes Gebäude von Glückseligkeiten aufführen wollten, ist gar zu schwach. Die Bedingungen, unter welchen wir, ich sage nicht, Gott gefallen, sondern der Vergebung gewiß blei-

ben, welche wir der Gnade unsers großen Erlösers zu danken haben, sind unsre guten Handlungen aber ... Es ist kein schwarzes Gemälde: allein es liegt eine sehr ernsthafte Wahrheit darin, wenn Young sagt: Vergieb mir meine Sünden, und meine Tugenden dazu, diese kleinern halbbekehrten Fehler!

III.

Philobulus.

Ich weiß nicht, ich bin seit unsern letzten Unterredungen nicht so ruhig als ich vordem war. Bey weniger Hoffnung, als ich sonst hatte, glückselig zu werden, fühle ich noch eben das starke Verlangen nach Glückseligkeit.

Mesus.

Das gehört mit zu unserm Loose, daß wir dieses Verlangen so selten unterdrücken können.

Aristus.

Und auch das gehört dazu, daß es oft schon hier über unser Wünschen, wenn wir anders vernünftig wünschen, erfüllt wird. Doch genug hiervon. Sie sollen mir meine heutige Freude nicht unterbrechen, Mesus.

Mesus.

Sie haben Recht. Denn ich sogar freue mich heute.

Aristus.

Wie sich unsers Philobulus Gesicht aufheitert, daß Sie Sich freuen.

Philobulus.

Sie haben meine Hoffnung übertroffen, Mesus. Denn ich dachte nicht, daß Sie so weit kommen würden.

Mesus.

Sie müssen Sich auch nicht zu trübe Vorstellungen von mir machen. Es sind wenige, die einen so empfindlichen Antheil an der öffentlichen Glückseligkeit nehmen, als ich. Wie wallt mir schon mein Herz, wenn ich mir nur eine Familie als glücklich vorstelle; und wie wird es hingerissen, wenn ich mir eine ganze Nation so denke.

Aristus.

Sie wissen nicht, wie lieb ich Sie habe, wenn Sie so sind, wie jetzt.

Mesus.

Also haben Sie mich denn nicht so lieb, wenn ich anders bin?

Aristus.

Eben so lieb, aber nur auf eine andre Art.

Mesus.

Eben so lieb . . .

Aristus.

Wir müssen hiervon aufhören; sonst grübelt er was unfreundschaftliches aus dem heraus, was ich gesagt habe.

Mesus.

Ich sehe wohl, wenn man einmal in der Freundschaft für einen Herausgrübler gehalten wird, so hat man immer Unrecht. Heute will ich das so hingehen lassen.

Aristus.

Ich lasse Sie heute nicht von mir, das versteht sich. Wir wollen uns so recht für uns freuen. Ich habe die besten Anstalten gemacht, daß uns Niemand stören soll.

Mesus.

Ich liebe überhaupt diese geräuschlose Freude. Aber wird unsre heutige durch kein Wölkchen überzogen werden? Sie wissen wohl, daß ich zu den Leuten gehöre, die nicht vergessen, und bey welchen gewisse Eindrücke durch die Zeit stärker werden.

Aristus.

Aber heute müssen Sie vergessen.

Mesus.

Heute am wenigsten, weil mir dieß eine Veranlassung wird, mich desto mehr zu freuen. Wir werden die Glückseligkeit des heutigen Tages, an welchem uns unser so sehr geliebter König gegeben worden ist, desto lebhafter genießen, je lebhafter wir uns diejenigen Tage vorstellen, an welchen er uns genommen werden konnte.

Philobulus.

Kaum mag ich mir diese Tage zurückdenken. Welche Gefahr! Ach, was würde uns der heutige gewesen seyn, wenn ...

Aristus.

Wie können wir der göttlichen Vorsehung genug danken, die ihn uns erhalten hat!

Mesus.

Wir müssen die Schwäche unsers Danks durch öftere Wiederholung desselben einigermaßen ersetzen.

Philobulus.

Auf welche Art danken wir am besten, meine Freunde?

Mesus.

Wenn wir, ein jeder nach den Veranlassungen,



die er hat und sich machen kann, [illegible]
väterlichen Absichten unsers Königs
Wie leicht muß uns dieser Vorsatz
rung desselben werden, wenn wir
vorstellen, daß er unser Vater ist.
in viel eigentlicherm Verstande, als
derjenige das Wort braucht, der
Denkmäler macht.

Philobulus.

Ich kann Ihnen gar nicht sagen
was es mir für ein süßer Gedanke
König so recht von ganzem Herzen [illegible]
nen können.... Du sahest eben
ter aus, Mesus?

Mesus.

Das macht, ich verliere mich in [illegible]
gen Gedanken. Ich dachte mir der
milie, die er glücklich macht! I[illegible]
Vater so vieler Familien fort, als
Nation gehören, die er glücklich ma
die Erde klein, und das ganze men
zu Einer Familie. Zu dieser Eine
kleinen Familie, dachte ich mir die
dern Familien in der großen Stadt
dem großen Reiche Gottes, und

Mesus.

Ja, wenn ein guter König so glücklich wäre, alle Folgen seiner Handlungen zu sehen.

Aristus.

Das wäre aber auch zu viel Glückseligkeit für einen Menschen.

Mesus.

Du hast Recht. So wie es zu viel Elend für einen ungerechten Blutvergießer wäre, wenn er jede Stimme des von ihm vergoßnen Blutes hörte.

Aristus.

Aber dieser wird sie einst hören, wenn er nicht umkehrt: und jener wird die Zahl der Freudenthränen wissen, wenn er beständig bleibt.

Mesus.

Sie erschrecken, und entzücken mich, Aristus.

Philobulus.

Meine Freunde . . . glauben Sie, meine Freunde, daß Sie den König so sehr lieben, als ich?

Mesus.

[illegible]ühner Jüngling, welche Frage!

Philobulus.

Zu kühn, oder nicht. Mein ganzes Herz wallt mir, wenn ich an ihn denke.

Aristus.

Und weißt du denn, mit welchen Empfindungen wir an ihn denken? Ja, dießmal warst du zu kühn, Philobulus.

Philobulus.

Sie mögen mir sagen, was Sie wollen. Ich kann es nicht leiden, wenn Sie oder irgend ein andrer glaubt, daß er den König mehr als ich liebe.

Mesus.

Auch der edle Stolz, wenn er so lebhaft ist, muß gedemüthigt werden. Beantworte mir nur zwey Fragen. Bist du der tugendhafteste unter uns? Und würdest du fortfahren, den König eben so sehr zu lieben, wenn du nicht hofftest, daß er dich einst kennen würde? Mich däucht, diese Fragen machen dich ein wenig tiefsinnig!

Philobulus.

Also kann nur der Tugendhafte den König am meisten lieben?

Mesus.

Ja, wenn er seine Liebe durch das, wodurch st-

am besten gezeigt wird) durch Thaten nämlich, zeigen will. Was sagst du zu der andern Frage?

Philobulus.

Daß mir die Hoffnung, einst von ihm gekannt zu werden, zwar sehr angenehm ist; daß ich ihn aber gleichwohl, wenn er mich auch nicht kennen sollte, eben so sehr lieben werde.

Mesus.

Nun will ich dirs verzeihen, daß du erst so kühn warst.

Philobulus.

Aber ich werde mir es nicht eher verzeihen, als bis jene neue Ursache, tugendhaft zu seyn, recht merkliche Wirkungen bey mir hervor gebracht haben wird.

Ende des eilften Bandes.



7

